

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 42.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 13. October 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

Glaube und Liebe.

Eine Geschichte aus alter Zeit.

Von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Mörlin hatte Lüttken das Blatt hingeshoben und schlug fortwährend mit der geballten Hand darauf. Nun er es ihm frei gab, warf dieser einen Blick darauf, nahm es dann vor sich, um den Inhalt genauer zu studiren, und wiegte mißbilligend den Kopf. „Das ist in der That eine gar scharfe und unziemliche Schreibweise“, sagte er, „und beweist, daß der Herr Herzog in großem Zorne gewesen ist.“

„Das mag so sein oder nicht sein“, rief Mörlin vereifert, „aber ich kenne jetzt den Schreiber, der seinem ungerechten Zorn so unziemliche Fassung gegeben hat. Es ist derselbe, der sich auch nicht entblödete, in der Kirche, statt andächtig bei der Predigt zu sein, einzelne meiner Worte und Redesätze gleichsam in sein Gedächtniß zu gießen, um sie meinen Gegnern brüthwarm zuzutragen. Mögen sie sich den Schlund daran verbrannt haben!“

„Von wem sprechen Ew. Ehrwürden?“ fragte der Rathsherr schon etwas zaghaft, da er zu merken anfang, daß das Gewitter über seinem Hause stand. „Ich will nicht fürchten.“

„Von keinem Anderen spreche ich“, fiel Mörlin ein, „als von dem fürstlichen Secretarius Christoph Emsdaler, der sich in kurzem Euren Schwiegersohn nennt nennen zu dürfen. Es thut mir Euremwegen leid, daß ich ihn solcher Feindseligkeit gegen mich beschuldigen muß; ich beschuldige ihn aber nicht ohne sicheren Anhalt, wofür ich mir zugebe, daß man in der Oberathsstube über diese Vorfälle gut Bescheid weiß. Was ich Euch mittheile, weiß ich aus des Herrn Oberburggrafen, meines hohen Gönners und lieben Freundes, eigenem Munde.“

Lüttken, der ganz bleich und wieder zornroth geworden war, stammelte eine Entschuldigung des vielleicht nur allzu amtseifrigen Secretärs. Der geistliche Herr wollte sie jedoch keineswegs gelten lassen, warf die Arme herum und sagte giftig: „Wir wissen, wie es im Schlosse steht, wir wissen es nur zu gut. Wie der Herr, so der Knecht. Osiander hat mit seiner verdammten Irrlehre den Herzog angestekt, und die fürstlichen Diener meinen sich nun bei ihm gut zu insinuiren, wenn sie ihm zum Munde reden und das Feuer gegen mich anblasen. Ich weiß, daß Emsdaler ein eifriger Anhänger des schwarzen Teufels und mit Osiander's Schwiegersöhne Murisaber ein Herz und eine Seele ist, was ihm denn in kurzem zu der Bestallung als fürstlicher Rath verhelfen mag. Sehet aber zu, lieber Rathsherr, daß Ihr nicht Eurer Tochter Seelenheil gefährdet, wenn Ihr sie in solche Verbindung und Gesellschaft bringt. Noch ist es Zeit, Gott die Ehre zu geben.“

„Aber was soll ich thun?“ rief Lüttken sehr erschreckt. „Die Hochzeit ist binnen acht Tagen ange-

sagt und die Einladung dazu an alle Gevattern ergangen.“

„So erwartet jedenfalls nicht, daß ich das junge Paar kirchlich zusammen gebe und einsege“, erklärte Mörlin, die Hände zur Abwehr erhebend. „Kein größeres Leid könnt' ich Euch nach meinem Sinne selbst zufügen. Bedenket Eure Schuldigkeit als Vater und Christ! Luther müßte sich im Grabe umwenden, wenn wir, die wir sein Wort zu ehren vorgeben, so achtlos unsere Pflicht hintansetzen. Wie wäre da auf eine christliche Ehe zu hoffen? Wollt Ihr es aber darauf ankommen lassen, so gehet zu Osiander, bei ihm die Trauung zu bestellen; er wird Euch gern bedienen.“

„Nimmer geschieht das“, versicherte der Rathsherr.

„Lieber mag die Hochzeit abbestellt werden, so sehr auch mein Ansehen darunter leidet, und das Kathrinchen bekümmert werden muß. Aber giebt es denn kein Mittel, solches Unheil von meinem Hause abzuwenden? Ich bitt' Euch inständig, hochwürdiger Herr Doctor, überleget wohl, was Ihr mir antthut und dieser Schritt im Gefolge hat.“

„Von mir erwartet keine andere Antwort“, eiferte Mörlin. „Es sei denn, daß der Secretarius Christoph Emsdaler nicht nur mir Abbitte leiste, sondern sich auch bereit zeige, öffentlich zu documentiren, daß er dem schwarzen Teufel absage und sich zu der reinen Lehre nach Luthers Katechismus bekenne. Ich will dann hoffen, daß er zu besserer Einsicht gelangt sei und unter seines festgläubigen Weibes Obhut vor einem Rückfalle in die Ketzerei bewahrt bleibe.“

„Ja, er muß abbitten und widerrufen!“ versicherte der geängstigte Rathsherr, der nun doch wieder einen Lichtschimmer bemerkte. „Diese Genugthuung ist er Euch und seinem Gewissen schuldig. Ich danke Ew. Ehrwürden für diese Weisung, die uns wohl aus allem Zerfall hinausführen soll. Verlaßt Euch auf mich und meiner Tochter Standhaftigkeit. Es soll Alles noch gut werden.“

Dabei beruhigte sich Dr. Mörlin, besaßte Lüttken sehr wegen seiner Glaubensstrenge und trat mit dem stolzen Bewußtsein den Rückweg an, seines Amtes treu gewaltet zu haben. Herr Ambrosius aber eilte in das Hinterstübchen zu Katharina und berichtete, was er erfahren. Alle Mangellichkeit war jetzt von ihm gewichen, jodaß er das Haupt wieder hoch hob und in festem Tone sprach, als sei er ganz des verehrten Seelsorgers Meinung. Katharina hatte alle Farbe verloren; sie hörte ihn an, ohne ein Wort zu entgegnen, aber die Thränen rollten ihr über die Wangen. Was der Vater von ihrem Christoph verlangte, schien ihr nicht unverständlich, aber eine innere Stimme rief ihr zu: all' dein Glück ist hin.

Der Rathsherr schickte sofort auf's Schloß nach Emsdaler. Der Secretarius war nicht wenig verwundert durch diese ungewöhnliche Einladung, machte sich von seinen Geschäften in der Amtsstube frei und eilte nach der Stadt Kneiphof. Wie staunte er aber erst, als Lüttken ihm mit strengem Gesicht entgegnetrat und sein unverantwortliches Verhalten vorwarf. „Wie mögt Ihr mich schelten“, sagte er ganz verwirrt, „da ich doch nur meine Schuldigkeit gethan und niedergeschrieben habe, was der Herr Herzog befahl, dessen Brod ich esse? Fast durchweg hab' ich seine eigenen Worte gebraucht und den Stil nur ausgeglättet, wie dies für ein solches Schriftstück erforderlich. Mag Dr. Mörlin sich gegen den Kopf wenden, aber nicht gegen die Hand. Es sind des Herrn Herzogs Gesinnungen, die ihn verdrießen, nicht die meinigen.“

Das wollte Lüttken aber nicht gelten lassen. Er solle nur gestehen, daß er selbst an der Predigt Anstoß genommen und die Angriffe dem Gegner hinterbracht. Das sei in



Maria Stuart. Das sogenannte Blairs-Portrait.
Von Anthony Carwood nach dem Tode der Königin gemalt. — Siehe Seite 180.

zufälligen Gespräche mit dem Leibbarztes geschehen, verführte Emsdaler, und nicht in der Absicht der Demunciation. „Nichtig aber ist's, daß ich an Mörlin's persönlichen Schmähungen Anstoß genommen habe, meine auch, daß solches sich auf der Kanzel schlecht schickt und nicht einmal in's Wirthshaus gehört.“

Nun sollte er bekennen, daß er sich zu Osiander's Lehre halte, und das that er denn auch mit allen Freimuth, ein wenig erhibt, wie bei seiner Jugend verzehlich. Als ihm nun aber gar das Anfinnen gestellt wurde, abzubitten und zu widerrufen, fuhr er zornig auf: „Das verlangt nimmermehr von einem Manne, den Ihr achtet! Für wen hätt' ich auch abzubitten, als für den Herrn Herzog selbst, der mich also geheissen hat zu thun? Und was könnt' ich widerrufen, als die Wahrheit, die ich in Osiander's Lehre erkannt. Ist Euch und Anderen etwas Anderes die Wahrheit, so will ich jeden gern bei seinem Glauben lassen, hoffe auch in dem meinen selig werden zu dürfen. Darum heißen wir ja Protestanten, daß wir uns nicht blind unterordnen, sondern selbst die Erkenntniß aus der Schrift suchen. Iren wir, so mögen wir eines Besseren belehrt werden. Tragen wir aber in uns eine gläubige Ueberzeugung und bekennen uns aus Furcht, Zwang oder irdischer Güter wegen zu einer Lehre, die wir als falsch verachten, so sind wir der Lüge Knechte und verdienen nicht Lohn, sondern Verachtung.“

Dabei blieb er auch mit aller Festigkeit, als der Rathsherr Katharina aus dem hinteren Stübchen herbeirief und mit dem „absonderlichen Falle“ bekannt machte. „Sieh nun zu,“ sagte er, „wie Du ihn umstimmt. Er scheint auf schlimmen Abwegen. Gelingt es ihm nicht, Dr. Mörlin zu versöhnen, daß er ihn und Dich als ein christliches Paar zusammengebe, so hab' Ihr auch meinen väterlichen Segen nicht. Vielmehr ist mein ernstliches Begehren, daß Ihr dann Eure Gemeinshaft löst und von einander geht. Wäre das nicht, so bist Du mein Kind nicht mehr.“

Er ließ Beide allein. Das Rätchen war so bestürzt, daß es anfangs kein Wort vorbringen konnte, merklich zitterte und mit einem Blicke voll Angst und Schrecken zu dem geliebten Manne aufsaß. Emsdaler nahm ihre Hände, zog sie an seine Brust und sagte: „Nimmer hätt' ich gefürchtet, in solche Gewissensnoth zu gerathen. Nun aber bin ich in einen Kerker eingesperrt und soll entscheiden, ob ich mich daraus durch eine Lüge errette, die mich nichtswürdig macht vor mir selbst. Ihr wißt, wie ich Euch liebe und auf der ganzen Welt nichts köstlicher erachte, als Euch zu besitzen, liebes Rätchen. Aber was könnt' ich Euch sein, wenn ich mich so entwürdigte und widerriefe meinen Glauben, durch den ich doch hoffe die ewige Seligkeit zu gewinnen. Gern wollt' ich mein Amt hingeben, forderte der Herzog, daß ich dieses Glaubensstreites wegen von Euch ließe. Aber wie ich Euch halten soll durch solchen Widerruf und Eurer Liebe und Achtung gewiß bleibe, das weiß ich nicht. Rathet mir nach Euren eigenen Gewissen.“

Da weinte Katharina heiße Thränen an seinem Halse, küßte ihn mit so leidenschaftlicher Begierde, wie nie zuvor, und rief, von heftigem Schluchzen oft unterbrochen: „Ach, — ach! Ich sehe wohl, daß dieser Tag unseres Glückes letzter war. Wie hab' ich im Stillen davor gebangt, daß ein Streit über den Glauben Euch und den Vater entzweite. Nun ist's doch dahin gekommen, und wir werden nicht vor den Altar treten, er sei denn ausgeglichen nach Doctor Mörlin's Wunsche. Ich kann's nicht begreifen, wie da im Glauben ein solcher Unterschied sein sollte, daß er die Herzen scheiden mußte. Denn wenn wir den Herrn Christum nur recht lieben, meine ich, so muß uns alles Andere von selbst kommen, auch der Glaube an unsere Erlösung durch sein Leiden und Sterben. Aber der Streit ist nun einmal entfacht, und die hier und dort stehen, reißen die Luft tiefer und tiefer. Da kann Keiner nachgeben, er brächte sich denn um Ehr' und Ansehen bei den Freunden und um alle Achtung bei sich selbst. Das überwindet Ihr nicht meinetwegen, — und sollt es auch nicht überwinden. Denn begehrt' ich das von Euch, wie mein Vater will, so müßt' ich Euch von Stund' an verhaßt sein. Begehrt' ich's aber nicht, so muß ich mich in dem Anderen des Vaters Willen fügen, ob ich schon nicht weiß, wie ich's ertrage. Doch darum kümmert Euch nicht, sondern thut, was Euch die Pflicht gebietet. Kann ich Euch dann nur treu im Herzen bewahren bis an's Lebensende, so wird mir's ein Trost sein, daß auch Ihr meiner von Herzen gedenket. Und gar lange wird's ja nicht mit mir dauern.“

So sprachen sie noch viel, einander in der Zuversicht zu befestigen, daß sie im Innersten sich zugehört hätten, wie auch die Welt sie scheide, und wurden darüber unter Umarmungen und Küffen so froh, daß der Rathsherr, da er nach einer Weile zurückkehrte, nicht anders meinte, als daß durch des Secretarius Nachgiebigkeit die gute Ordnung wieder hergestellt sei. Bald mußte er erkennen, wie sehr er sich täuschte. Darauf

trennte er sie und sagte zu Katharina: „Du handelst thöricht, Deine Macht über ihn nicht zu brauchen, denn Du bedenkst nicht die Pflicht, für des Mannes Seelenheil zu sorgen, den Du doch zu lieben meinst. Er wird Dir's nicht danken, — hier und drüben. Aber es geschehe nach Euren Willen.“

Er litt nicht, daß sie einander nochmals die Hand reichten, sondern ließ seinen Arm zwischen ihnen durch hinabsinken, als zerschnitt er das Band. Emsdaler wollte sich so nicht beruhigen. Er überwand sich und ging in's Pfarrhaus zu Dr. Mörlin, in der Hoffnung, ihn durch offene Darlegung des Sachverhaltes umstimmen zu können. Der aber verwickelte ihn sogleich in ein Gespräch über den streitigen Glaubenssag und trieb ihn so in die Enge, daß kein Ausweichen möglich war. „Die Abbitte könnt' ich Euch erlassen,“ sagte er, „denn die geht nur meine Person an, aber Euer Irrglaube beleidigt Gott. Ich will nicht Schuld haben an der Verderbniß der Seele meines Beichtkinds.“

So mußte Emsdaler denn Rätchen schreiben, sein Bemühen sei vergeblich gewesen. Er betheuerte ihr aber von Neuem seine Liebe und daß er ihr nur gezwungen das Wort zurückgebe, sich selbst aber gebunden erachte bis an den Tod. Auch sie versuchte noch, was ihre Bitte bei dem Vater vermöchte. So gütig er jedoch sonst stets gewesen war, diesmal zeigte sich sein Ohr ganz verschlossen. Er bestellte sogleich das Hochzeitsmahl im Junkerhofe ab und ließ den geladenen Gästen melden, er hätte um merkwürdiger Ursachen Willen das Verlöbniß aufgehoben. Man erfuhr bald genug in der Stadt, was der Grund gewesen, und so groß war schon die Erbitterung gegen die Anhänger Osiander's, daß man den Rathsherrn fast allgemein belobte, ein so großherziges Beispiel des Glaubenseifers gegeben zu haben. Am nächsten Sonntage predigte Mörlin im Dom über die Worte, die der Knabe Jesus im Tempel zu seiner Mutter gesprochen: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?“ Jeder von den andächtigen Zuhörern wußte, wie's auf den besonderen Fall gemeint sein sollte, und der Rathsherr Ambrosius Lüttken war auch sehr erbaut davon. Das Rätchen aber hatte nicht in die Kirche gehen können; das lag zu Hause krank im Bette und wollte auch von Frau Gottliebe keinen Trost annehmen.

Herzog Albrecht erfuhr zu seinem großen Leidwesen, was für einen Tödt Mörlin seinem Secretarius angethan, hob die Hände gen Himmel auf und wehlagte: „Wie weit soll's noch kommen mit dieser Verführung der Gemüther!“ Er meinte ein Plaster auf die Wunde legen zu müssen und ernannte Emsdaler zum fürstlichen Rath, damit man wisse, wie hoch er ihn halte. Es half doch nur wenig gegen den Herzenskummer. Sie werden meinen, bedachte er auch, daß ich für des Fürsten Gunst die Braut hingegeben habe, und ist doch gewißlich nicht wahr! Erst jetzt empfand er's mit ganzer Stärke, wie viel ihm sein Rätchen galt.

Auch Osiander glaubte der Herzog eine öffentliche Genugthuung schuldig zu sein wegen der Unbill, die er durch Mörlin erfahren. Er setzte ihn zum Präsidenten des Samländischen Bisthums ein, da der vor nicht langer Zeit verstorbene Bischof, Herr Georg von Polen, einen Nachfolger in seiner kirchlichen Würde nicht haben konnte. Darüber schlug nun aber der Zorn der Gegner zu hellen Flammen auf. Mörlin und einige andere Theologen erklärten dem Herzog schriftlich, daß sie Osiander, den Irrelehrer, als Präsidenten nicht anerkennen könnten. Nun wurde der Lärm erst recht groß. Die Osiander, hie Mörlin! Der Herzog schrieb in seiner Bedrängniß an die Universitäten im Reiche und erbat sich Gutachten der Fakultäten über den streitigen Sag, kaum noch hoffend, daß sich der eine und andere Theil unterwerfen werde, wenn er Unrecht erhielt.

Aber nicht einmal ein Waffenstillstand bis zur Entscheidung von auswärt's konnte geschlossen werden. Die Streitenden und ihre Anhänger verlästerten einander auf Wegen und Stegen. Es lief heimlich eine Druckschrift gegen Osiander um: „Ein erschrecklich, mörderisch Benedict, Vater Unser und Glaube“, das begann: „Aller Raben Augen warten auf Dich, schwarzer Keger, und Du wirft ihnen geben Deinen Leib zur Speise zu seiner Zeit. Du thust Deine milde Hand auf und giebst Geschenke und sättigst Alle, die Deiner teuflischen Lehre anhangen. Darum ist der Galgen Deine Gerechtigkeit, das Rad Deine Erlösung und das ewige höllische Feuer (wo Du nicht Buße thust) Deine Seligkeit. Amen.“ Man hielt Mörlin selbst für den Verfasser, und toll genug trieb er's auch auf der Kanzel, indem er die Worte Christi: „wir haben euch gesiedelt, und ihr habt nicht getanz't, auf Osiander deutete und dabei mit der rechten Hand auf dem linken Arme fiedelte und dazu sang. Magister Fund rächte sich dafür durch ein „Liedchen für Herrn Doctor Morichen auf der Fiedeln zu spielen,“ das also anhub:

„O Du armes Morlein, was hast Du gethan,
Daß Du so groß Aergerniß hast gerichtet an?“

und gegen Ende lautete:

„Mehr will ich jetzt nicht singen, sondern es bleiben lahn,
Wo er sich wollt' bekehren, Zeit war es jetzt zu than.
„Interdixt mag er fiedeln, dies arme Judaslied,
S er mit Juda henket, sonst kriegen wir mit Fied.“
Kyrie eleison.“

An diesen Blasphemien und Lästergedichten fand freilich der Rathsherr Lüttken kein sonderliches Gefallen, wennschon er sonst vor einer derben Sprache, wie er sie aus Luther's Streitschriften gewohnt war, nicht zu erschrecken pflegte. Es verdross ihn, daß Osiander sich vornehmer zurückhielt, als Mörlin, der sich allzu absichtlich des großen Hausens schien bemächtigen zu wollen. Er kam oft recht verstimmt aus seiner Predigt nach Hause. Da konnte ihm nun auch nicht wohl werden. Das Kathrinchen sprang ihm nicht mehr mit fröhlichem Gesichte entgegen, ihm Gut und Rock abzunehmen und die Stiefel von den Beinen zu helfen; es schleppte sich selbst nur mühsam über die Diele. Er hörte kein Lachen und Singen mehr. Die Freundinnen kamen wohl, sich nach der Kranken zu erkundigen, mußten aber von Frau Gottliebe meist draußen abgefertigt werden, da Katharina Niemand sehen und sprechen mochte. Sie verfiel schließlich, Nase und Kinn wurden spitz, die Haut schlaff und farblos, die Augen sanken ein, an den Fingern zeichnete sich jedes Knöchelchen ab. Es war wie ein Rosenstock, der eben noch frisch geblüht und Knospen in Fülle angelegt, plötzlich von Mehlthau befallen war und unaufhaltsam welkte; alle Pflege blieb vergeblich.

Lüttken zog den Stadt-Medicus zu, der in großem Ansehen wegen seiner Gelehrsamkeit stand, die er sich von Paris geholt hatte. Er sprach täglich im Hause an und schrieb lange Recepte, die in der Rathsapothek mit aller Sorglichkeit ausgeführt wurden. Aber das Leid wollte sich nicht heben lassen. Nach einigen Monaten mußte er gestehen, daß er mit seiner Kunst am Ende sei. Das habe seinen Grund darin, versicherte er, weil die Krankheit vom Gemüth komme und dort gegen alle Heilmittel einen unbefieglichen Widerstand finde, wie man erfolglos eine Festung belagere, die von der anderen Seite ununterbrochen neuen Zuzug habe. Das wollte der Rathsherr nicht gelten lassen. Seine Rätche sei immer ein verständiges Mädchen gewesen und setze sich so leicht keine Raupen in den Kopf; hätte sie aber auch Kummer gehabt, so müßte der doch längst überwunden sein. Er behauptete das doch nicht sehr zuversichtlich. Der Arzt suchte die Achseln und erbot sich, einen Collegen zuzuziehen, wenn er selbst nicht volles Vertrauen genösse. Er schlug Herrn Andreas Murisaber, des Herzogs berühmten Leibarzt, vor. Davon wollte aber Lüttken nichts wissen. Osiander's Schwiegersohn sollte nicht in sein Haus kommen.

Als der Juli warme Tage und beständige Witterung brachte, schickte der Stadt-Medicus Rätchen mit Frau Gottliebe nach dem nahe gelegenen Dorfe Haberberg hinaus. Sie habe da auf der Anhöhe die frischeste Luft und von den Kühen des Bauern die nahrhafteste Milch. Als aber vier Wochen vergangen waren, kehrte sie ungebeßert zurück. „Wie kann's auch anders sein,“ sagte Frau Zimmermann bekümmert. „Sie läßt die schöne Milch ungetrunken, weil sie ihr widerstehe, und die wenigen Bissen Speise, die sie tagsüber zu sich nimmt, kann man zählen. Es ist besser, sie hat hier in der Stadt wenigstens ihre Bequemlichkeit.“

Zu Dr. Mörlin in die Predigt zu gehen, war sie nicht zu vermögen. Der Vater erzürnte sich darüber ernstlich und warf ihr ein heidnisches Leben vor. Davon stamme es auch, daß Gott ihr nicht helfen wolle. Endlich kam er gar dahinter, daß Katharina sich die Schriften Osiander's zu verschaffen wußte und eifrig darin las. Er nahm sie ihr fort und schalt sie aus, aber sie antwortete: „Es liegt mir nahe, daß ich mein Gewissen befrage, ob es beruhigt sein kann, wenn Gott mich bald von dieser Welt nehmen wollte. Da finde ich nun meinen Glauben schwach und möchte ihn stärken durch Erkenntniß der Wahrheit. Die hab' ich nun in diesen Schriften gefunden. Denn es ist gewißlich wahr, daß Niemand in einem Hause wohnen kann, es wäre denn vorher gebaut, und daß der Herr Christus bei uns nicht einzieht, wir hätten ihm denn die Stätte bereitet. Das ist nun mein Bemühen allezeit. Aber ich sehe wohl, wie schwer es ist, solche Gerechtigkeit zu erlangen, da das Herz sich so schwach zeigt in all' seinem selbstthätigen Begehren. Mag Gott mir helfen!“

Lüttken war ergrimmt gegen den „schwarzen Keger“, der jetzt auch sein Kind verführte, und meinte nicht anders, als daß er die Schriften gleich verbrennen müßte, damit sie nicht noch weiteres Unheil schafften. Da er aber nun darin blätterte, fand er doch manche Stelle, die einen wichtigen Sag zu enthalten schien. Er las dann wohl die ganze Seite herunter. Und zuletzt schämte er sich, daß er so feige sein wollte, nicht einmal des Gegners Meinung an sich kommen zu lassen, riegelte deshalb die Thür ab, damit er ungestört sei und nicht überrascht werde, und versenkte sich in die teuflische Lehre, doch in Hoffnung, daß er hinterher um so siegesgewisser zu Mörlin stehen werde. Er wollte sich's auch nicht Recht geben, daß er wankend geworden

sei, aber seine Feindseligkeit war doch sehr gemildert, und es dämmerte ihm die Vorstellung auf, daß Luther wohl auch so verstanden werden könne und der Unterschied der Meinungen am Ende gar nicht so groß sei, als das Geschrei darüber. Das behielt er freilich für sich.

Dann kam der Spätherbst mit seinen Regengüssen und Stürmen und nebelgrauen Tagen, und dann wieder der Winter mit Frost, Schnee und Eis. Es war ein trauriges Weihnachten. Rätchens Zustand verschlimmerte sich mehr und mehr. Kaum auf ein Stündchen um die Mittagszeit verließ sie noch das Lager. Eines Tages klopfte Frau Gottliebe bei Rätchen an und sagte schüchtern: „Ich muß mir wohl endlich ein Herz fassen und Euch nach der Wahrheit melden, wie's steht, damit der Schlag Euch nicht unvorbereitet treffe. Euer Rätchen wird's nicht lange mehr machen, denn das liebe Kind verzehrt sich in Gram und will nicht genesen. Die nächsten Ostern wird's nicht überleben.“

Darüber erschrak der Rathsherr sehr, sagte ihre kalte Hand und stotterte: „So meint Ihr wirklich? Und dem Gram gebt Ihr Schuld, weil der Christoph Emsdaler . . . das mag ich nicht glauben.“

„Es ist doch so,“ antwortete die alte Frau, sich mit dem Zipfel der Schürze die Thränen von den hohlen Wangen wischend. „Ich hatt's selbst nimmer gedacht, daß ihr der Verlust so tief gehen könnte. Aber sie ist nun einmal nicht wie andere junge Mädchen, die leichtsinnig über so Etwas hinwegkommen und sich trösten, es seien noch mehr Männer auf der Welt. Bedenkt, daß sie diesen selbst gewählt hatte, und so hält sie nun auch an ihm fest, als sei er der Einzige, ihr Herz zu befriedigen. Das redet man ihr nicht aus.“

„Und Ihr hättet Hoffnung, sie könnte wieder gefunden, wenn der Secretarius . . .“ Er wagte nicht auszusprechen, kehrte sich ab und hustete in die Hand, als ob er sich verschluckt hätte.

Frau Gottliebe aber hatte ihn schon verstanden. „Wer weiß, ob es nicht schon zu spät wäre,“ sagte sie leise. „Wenn jedoch noch irgend ein Mittel helfen kann, so wäre es nur dieses, daß Ihr sie mit froher Aussicht stärkt, es könnte da noch Alles gut werden. Wie der Kummer sie niedergeworfen hat, so kann die Freude sie aufrichten. Und sollt's auch nur ihr Sterben erleichtern.“

Der Rathsherr preßte die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. Es kämpfte in ihm, ob er nachgeben sollte, und der schmerzliche Gedanke, sein Rätchen verlieren zu müssen, zuckte durch jeden Nerv, aber noch stand er fest. „Nein, nein!“ rief er. „Wenn ich auch wollte . . . wie könnte das geschehen? Soll ich den Mann zurückrufen, dem ich die Thür gewiesen habe? Und wenn ich . . . würd' er jetzt ein Anderer wiederkommen, als er ging? Es ist kein Streit zwischen uns gewesen wegen weltlicher Dinge, und ich sehe wohl ein, er kann ebenso wenig, wie ich . . . Herr, mein Gott! wer hätte das vor einem Jahre gedacht?“

Frau Gottliebe sprach noch eine Weile in ihn hinein, aber nur mit dem Erfolge, daß er nicht heftig aufsprang, sondern still zuhörte und nur immer den grauen Kopf schüttelte. Als er dann allein war, wirkten ihre Worte doch mächtiger nach, wie sie selbst vermuthen konnte. Er hatte bei seinen Geschäftsbüchern keine Ruhe, ging hinauf in's Krankenstübchen und trat an's Bett, beugte sich über die Kranke und sah sie lange unverwandt an, als wollte er sich überzeugen, daß die treue Pflegerin die Wahrheit gesprochen. Er streichelte die knochige Hand, küßte die feuchte Stirn und sagte: „Mein liebes, liebes Kind, wie gern wollt' ich Alles zurücknehmen, damit Du glücklich würdest . . . Aber Gott weiß es, es liegt nicht nur an mir. M' mein Bitten wäre vergeblich.“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Sinnprüche.

Sorgen.

Von Hermann Lingg.

Für uns're Kinder sind wir Alten
Weit mehr zu sorgen aufgestellt,
Als um des eignen Glücks zu walten, —
Denn uns'res seh'n wir längst zerschellt
Und morsch am Ufer liegen,
Das uns'rer Kinder in die Welt
Mit vollen Segeln fliegen.

*

Einigen Philosophen.

Von Albert Roderich.

Ihr Herren, die ihr gerne Worte klaubt,
Um uns zu bringen eine volle Klarheit, —
Wenn ihr verlangt, daß man an gar nichts glaubt,
Warum denn just an eure Wahrheit?

Zafima.

Ein Märchen von Max von Hochberg.

Mit Zeichnungen von A. von Wahl.

(Schluß.)



Nach einer Weile, in der es so still zugegangen war, daß man hätte glauben können, es befänden sich drei Töbte in der Halle, begann Zafima zu reden. Ein Frösteln überließ dabei die Prinzessin, trotz der Sommerzeit: Zafima's Worte wehten sie wie eisiger, schneidender Nordwind an. „Von Stunde ab bin ich König im Lande,“ sagte er, „und ein König muß eine Frau haben, denn der Thron ist zweifigig.“ Die Prinzessin nickte ernst. „Ein König muß eine Frau haben,“ wiederholte sie tonlos, „denn der Thron ist zweifigig. — Wir sind einander versprochen worden,“ fuhr sie dann fort, „als wir noch in den Wiegen lagen, darum will ich Deine Frau werden und den Thron mit Dir theilen!“

Nun hatte das Reich wieder einen König und eine Königin. Allein die Königin war weder froh, noch glücklich: sie hatte es sich einst ganz anders und viel hübscher gedacht, Königin zu werden, und der König war kalt und hart. Sprach er ein Urtheil, dann war es zwar gerecht und klug, doch ließ er nie Gnade für Recht ergehen und blieb mitleidslos und taub für alle Bitten. Den Leuten im Volke konnte es deshalb nicht lange verborgen bleiben, wie es um ihren Herrscher stand, und sie räumten sich zu: „König Zafima hat ein halb erfrorenes Herz, sonst wäre er nicht so kalt, und ein halb verbranntes, sonst wäre er nicht so hart und bitter!“

Natürlich litt Niemand mehr darunter, als die Königin. Tag und Nacht sann sie, ob ihm dies und jenes Mittel nicht helfen könnte. Endlich ließ sie heimlich einen berühmten Arzt von weither rufen. Der war furchtbar klug und konnte so starke Arzneien verschreiben, daß man sie nur anzusehen brauchte, um gesund zu werden. Dem offenbarte sie ihr Leid, wie der König ein halb verbranntes und halb erfrorenes Herz besaß, und versprach ihm goldene Berge, so er ihn gesund machte. Der Arzt zuckte die Achseln. „Das ist ein höchst bedenklicher Fall,“ meinte er, „und mir noch nicht vorgekommen. Zu gleicher Zeit verbrannt und erfroren, das ist zuviel auf ein Mal; denn was für das Eine gut ist, ist für das Andere schädlich. Hier kann nur die Zeit helfen. Die Zeit heilt nämlich nachgerade Alles, auch verbrannte und erfrorene Herzen; aber manchmal braucht es ein ganzes Menschenleben dazu, bis so ein durch Hitze und Frost verwettertes Ding auskurirt ist!“

Die Königin that einen tiefen Seufzer; nachdem sie das gehört hatte, gab sie alle Hoffnung auf, ihrem Gemahle geholfen zu sehen.

Geduldig ertrug sie die Härte und Bitterkeit seines verbrannten und die Eiskälte seines erfrorenen Herzens; nur schien es ihr oft, als ginge ihr eigenes Herz dabei in Stücke und müße mit der Zeit gänzlich aufgerieben werden, so wehe that es ihr. Sie wurde immer stiller und trauriger, und weil sie keinen Menschen hatte, dem sie ihr Leid klagen konnte, ging sie nach dem Kirchhofe, setzte sich bei König Amru's Grabhügel hin und weinte sich satt. Das erleichterte ihr den Schmerz. Eines Abends konnte sie sich erst zu später Stunde aus dem Schlosse hinwegziehen, und die Nacht brach herein, während sie draußen war. „Ein ganzes Menschenleben ist eine lange Zeit,“ klagte sie, „und wenn ich so lange warten soll, ehe Zafima's Herz gesundet, so möchte ich lieber, ich schlief auch unter der Erde! Dann läge ich weich gebettet und hätte nicht Gram noch Noth. Ach, mein guter Oheim, warum hast Du mich nicht mitgenommen in das unbekannte Land, von dem Keiner zurückkehrt?“

Eben ging der volle Mond hinter der Kirchhofsmauer auf, und es schlug Zwölfs vom Thurme. Die Geisterstunde war da, aber die junge Königin fürchtete sich nicht, denn sie hatte ein reines Gewissen und noch keinem Menschen etwas Böses gethan. Als der letzte Schlag ausgeklungen war, dampfte es weiß über dem Grabhügel, und aus dem wallenden Nebel, der aufstieg, trat König Amru. Er trug den Purpurmantel, mit dem er im Tode zugebedeckt gewesen, den goldenen Königsreifen um die Stirn, und in der Hand hielt er die Rosen, die damals die Prinzessin über den todtten Oheim gestreut als letzte Liebesgabe.

Wohl war die Königin ein wenig erschrocken, doch die Freude, die geliebten Züge ihres Oheims noch einmal zu sehen, überwog den Schreck.

„Mein theures Kind,“ sprach König Amru, „Dein Schmerz ist so groß und tief, daß er meinen Schatten aus seiner stillen Gruft heraufbeschwor, um Dich zu trösten. Wiße: der Edel-

stein erhält nur durch zerriebenen Edelstein Schliff, und ein krankes Herz kann nur durch ein gesundes geheilt werden, aber es muß ein großes, gutes Herz sein, das sich dazu hergiebt und opfert.“

„Ach, hätte ich nur ein großes, gutes Herz,“ unterbrach ihn die Königin seufzend.

„Deines ist wohl dazu geeignet,“ fuhr der König fort, „und Zafima's Herz ist schon in der Heilung begriffen, wenn Du es gleich mit Deinen Augen nicht wahrnehmen kannst und er selber nichts davon bemerkt.“

„Ich weiß, ich weiß,“ sprach die Königin leise, wie im Traume und schloß die Augen, „darum that mir auch oft das Herz so weh, als würde es stückweise zerbrochen und müßte mit der Zeit gänzlich aufgerieben werden.“

„Das soll es nicht!“ sagte der König. „Komme allmächtig und setze Dich bei meinem Grabhügel nieder. Dann will ich im wallenden Nebel zu Dir treten und meine Hand leise auf Dein Herz legen, wie jetzt, damit es nicht ganz in Stücke bricht, und was ihm bei Tage verloren gegangen, wieder nachwächst. Die Hand der Todten reicht über das Grab hinaus und hat Wunderkraft!“

Die Königin hörte die letzten Worte schon nicht mehr, sie schlief und lächelte glücklich im Traume. — Von da ab ging sie allmächtig zu König Amru's Grabe. Ihre bleichen Wangen rötheten sich wieder, und Hoffnung strahlte aus ihren Augen, obwohl Zafima kälter und härter schien, denn je. Korn und Mistrauen erfüllten seine Seele. Was trieb seine Frau nächtlicher Weile aus dem Schlosse, fragte er sich. Weshalb suchte sie die Todten auf und weilte zur Geisterstunde auf dem Kirchhofe, wenn alle Menschen ihn meiden und schon einen Umweg nehmen, um nicht vorbei zu müssen. Verschiedene Male folgte er ihr verstoßen, stand von ferne und glaubte dann eine dunkle Gestalt ihr zur Seite zu erblicken. Sobald er sich näherte, verschoben die wogenden Dämpfe das Bild, die Gestalt schien in weißen Nebel zu zerfließen, und friedlich wie ein Kind schlummerte die Königin bei dem Hügel, wenn er herantrat. Das vermehrte seine Unruhe, der Schlaf floh ihn, er wurde blaß und siech, und schrieb es der Königin zu, die ihn durch Zauberkünste elend machen und verderben wolle, und deshalb mit bösen Geistern im Bunde stehe. — Heimlich entbot er den greisen Kirchenfürsten, der nicht an die Schuld der Königin glauben wollte, selbst zu schauen, den Schatten, mit dem sie Umgang pflege, zu beschwören und zu bannen. Seine Edlen und alle seine Leute hieß er zur bestimmten Stunde mit Fackeln erscheinen, um von allen Seiten den Hügel König Amru's zu umzingeln. Dadurch mußte die Königin entlarvt und der Zauber, mit dem sie ihn umspinnen, gebrochen werden. — Die Geisterstunde schlug vom Thurme. Ueber den Gräbern wogten und wallten die Dämpfe, wie mildes Mondlicht glänzte das milchweiße Gewand der Königin, und neben ihr erschien durch den flutenden Nebel eine schattenhafte Gestalt. Als der greise Kirchenfürst das sah, sprengte er geweihtes Wasser in den Nebel, und Zafima rief laut nach seinen Leuten und eilte zu dem Hügel, die schwanke, unbestimmte Gestalt zu ergreifen und festzuhalten.

Hunderte von Fackeln lohten auf, doch ihr Licht wurde verdunkelt durch ein Leuchten, das über den Himmel ging. Taghell ward es wie mit einem Schläge. Zafima's Hand streifte grünes Gezeig, — ein Rosenstrauch stand auf dem Königsgrabe, den kein Mensch dort gepflanzt und den kein Mensch je dort gesehen, ein blühender Rosenstrauch, an dem keine Dornen waren und der zugleich rothe und weiße Rosen trug, solche, wie die Prinzessin über den todtten Oheim gestreut; aber einige von ihnen waren verdorrt, wie unter glühender Mittagssonne, und einige welf, wie vom Froste getroffen. Bei diesem Zeichen vom Himmel legte der greise Kirchenfürst segnend seine Hände auf das Haupt der Königin, und Zafima stand wie versteinert: er erkannte die weißen Rosen wieder, es waren dieselben, die einst von seiner Berührung erstorben waren.

Die Königin wollte sprechen und sich vor ihrem Gemahle und dem versammelten Volke vertheidigen, doch sie konnte keinen Laut über die Lippen bringen; sie faltete nur die Hände und hob sie zu ihrem Gemahle auf. — Im Rosenstrauche aber schlug plötzlich eine Nachtigall. Sie schlug süß und jauchzend, und Zafima erkannte auch die Nachtigall: sie hatte ihn vor langen Jahren schon einmal gesungen. Das Herz krampte sich ihm zusammen bei ihren Tönen; er mußte nicht, war es vor Weh oder vor Glück, und dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, das war das Verbrannte und Verfengte seines Herzens, was sich losgelöst hatte und von ihm abfiel, und nun konnte er mit einem Male sehen, wie engelsgut die Königin war. Und Wasser schoß ihm jäh in's Auge, das waren aber keine Thränen, das kam von seinem erfrorenen Herzen her, das jetzt mit Macht aufthaute.

Da verstummte die Nachtigall. Der König blickte seine Frau an, seine Augen leuchteten in ihrem einzigen Glanze und der weiße Hauch, der wie Reif an den Spitzen seiner braunen Haare gehangen hatte, war verschwunden. Und Zafima sprach: „Ich klagte Dich vor allem Volke um bösen Zauber an, allein der Zauber, den Du ausübst, stammt vom Himmel, dessen Leuchten für Dich spricht und Du sollst darum gepriesen sein immerdar! Du hast mich von meinem verbrannten und erfrorenen Herzen erlöst, das muß ich Dir ewig dank wissen. Meines Vaters Segen ist mit Dir, das sagen mir die Rosen, und das sang mir die Nachtigall. Das böse, schlimme Zeit Deines Lebens liegt hinter Dir. Alle Dornen will ich hinfort aus Deinem Wege räumen und Rosen auf Deinen Pfad streuen, so lange ich athme!“

Bei diesen Worten des Königs jubelte alles Volk, das unter Gottes freiem Himmel ob des Wunders herzugeströmt war, und Alle freuten sich, daß die Unschuld ihrer guten Königin erwiesen und daß ihr Fürst wieder ein warmes, fühlendes Herz bekommen.

Die Königin aber hielt beide Hände auf ihr Herz gepreßt, ihren Gemahl unter Thränen anlächelnd, flüsterte sie: „Brid nicht vor Glück! Brid nicht, mein Herz!“



Die Königin am Grabe des alten Königs. Zeichnung von A. von Wahl zu „Zafima“. — Siehe Seite 179.

Nachdruck verboten.

Aus Maria Stuart's Tagen.

Von Eufemia von Adlersfeld, geb. Gräfin Ballestrem.

Motto: „Ein von kalten Bösewichtern in Scene gesetztes Trauerspiel.“
Dr. Garbanns in seinen deutschen Untersuchungen über Maria Stuart.

Ausgangs des vorigen Jahres trat ich mit einem Buche*) vor die Öffentlichkeit, welches in dem Gedanken an die Rechtfertigung der Königin Maria Stuart entstand und nach eingehendem Studium, nach jahrelanger Arbeit das erreichte, was es gewollt, — in überzeugenden und überzeugten Worten an der Hand der zuverlässigsten Quellen warm einzutreten für dieses Opfer einer gewissenlosen Politik. Denn die Zeiten, wo Maria Stuart nur die schöne Sünderin der Schiller'schen Tragödie war, welche durch ihren Tod eine Serie unglaublicher Missethaten zu sühnen hatte, sie sind dank der liebevollen Forschung großer und berühmter Gelehrter, welche vor Allem die Brille trübten, religiösen Vorurtheiles dazu fallen ließen, vorüber, und aus dem Nebel einer beeinflussten und gefälschten Geschichte, aus den blutigen Schleiern des Gattenmordes und der Verschwörung, und aus dem hochpoetischen und dramatischen, aber ach! so falschen Rahmen der Schiller'schen Dichtung tritt jetzt das Bild einer holden Frau, das Opfer einer politischen Intrigue, die hingemordete Königin, welche Schwächen wohl gehabt hat, wie wir, deren stolze Seele ein Verbrechen aber nie besiedelte, und welche dafür, daß sie die Erbin einer Krone war, nach der gierigen Hände sich lustern ausstreckten, so schwer, so furchtbar büßen mußte.

Ich kann hier nicht nochmals das volle Lebensbild der schönen, geistig so hochbegabten, von Herzen so fröhlichen und im Leid und Trübsal so großen Fürstin entrollen, — es ist satfam bekannt, und mir würde es an Platz dazu gebrechen; nur ein paar Streiflichter auf den lebenswürdigen Charakter der Königin will ich werfen, und muß im Uebrigen zur Ein-

sichtnahme der Quellen, Documente etc. ganz auf mein Buch verweisen.

Der Hauptpunkt aller Anklagen gegen die von Laien meist nur nach einer Darstellung verurtheilte Fürstin bildet ja wohl immer noch die berühmte oder vielmehr berühmte sogenannte dritte Ehe der Königin mit dem „schönen und fähigen Bothwell“, und ihre Leidenschaft für den Grafen, welche sie, nach Einigen zur Anreizung, nach Anderen zur Mitschuldigen am Morde ihres zweiten Gatten, Lord Darnley's, geführt habe. Nun aber ist vor dem Lichte der neueren und neuesten Untersuchungen auch dieser romantische Nimbus fast ganz entschunden, und was davon für Zweifler noch übrig geblieben, wird auch schon von diesen nicht mehr mit Schärfe vertheidigt. Wir wissen jetzt, daß Maria Stuart den Grafen von Bothwell für einen treuen Freund des Thrones und ihrer Person hielt, daß sie aber eine persönliche Abneigung gegen den einflussreichen Lieutenant of the Borders nie hat verwenden können, — wir wissen jetzt, wie dieser Mann das in ihn gesetzte Vertrauen täuschte, wie er sich der Person der Königin bemächtigte und sie durch unerhörte Mittel zwang, ihn zum Gemahl zu nehmen, — ein Schritt, dessen „nachte Nothwendigkeit“ Sir James Melville, der ein Zeuge des erzwungenen Aufenthaltes der Königin zu Dunbar-Castle während der dreizehn Tage nach ihrer Entführung war, feierlich bestätigt.

Vor dem Lichte der neuesten Untersuchungen verbleicht auch jetzt das höllische Trugfeuer der berühmten Cassette-Briefe, jene furchtbaren Zeugen gegen Maria Stuart's Unschuld, den Zeugen ihres strafbaren Verhältnisses mit Bothwell zur Zeit, da Lord Darnley noch lebte. Von diesen acht Briefen sind Nummer 1, 2, 3, 5, 6 und 7 zweifellos gefälscht und wahrscheinlich sammt den Gedichten von Buchanan verfaßt, um die Königin zu verderben, während Nummer 4 und 8 vielleicht von ihr, aber an ihren zweiten Gemahl gerichtet sind, mit welchem sie aus politischen Gründen eine Zeitlang heimlich vermählt war. Die Fälschung dieser höllischen Zeugen, welche übrigens weder der Königin wie ihren Richtern im Original, sondern natürlich, um die Fälschung nicht zu verrathen, in der Copie vorgelegt wurden, ist heute selbst für die Gegner der unglücklichen Fürstin, eine fast zweifellose Thatsache. Sagte doch, bezüglich dieser Cassette-Briefe, Englands und Schottlands großer und bebender Historiograph, Dr. Henry, über Maria Stuart: „Ich bin seit langer Zeit schon überzeugt, daß die unglückliche Königin Maria auf das Gemeinste betrogen und grausam während ihrer Lebenszeit unterdrückt und nach ihrem Ende verleumdete worden ist.“

Freilich traten auch Männer von der hohen Ehrenhaftigkeit, von der Tadellosigkeit des Charakters, wie z. B. der Bischof von Ross, für Maria Stuart in die Schranken, aber ihre Schriften wurden verboten und confiscirt, ihre furchtlose Stimme in Kerkermauern erstickt. Und vielleicht wäre dieses „von kalten Bösewichtern in Scene gesetzte Trauerspiel“ gar nicht ausführbar gewesen, wenn Maria Stuart etwas von dem falschen, hinterlistigen Charakter ihrer königlichen Feindin Elisabeth besessen hätte, nicht so großmüthigen Herzens, so vertrauensvoll in die Medlichkeit und Treue ihrer Umgebung gewesen wäre. Es darf auch, namentlich an dieser Stelle, nicht vergessen werden, zu Gunsten Maria Stuart's zu erwähnen, daß sie nur vier weibliche Feinde besaß. Ich habe ein besonderes Studium daraus gemacht, nach Frauen-Namen zu forschen, welche der Königin feindlich gegenüber standen, denn wir müssen wohl bekennen, daß, wo es etwas zu bemängeln giebt an einer Frau, die lieben Mitdämmerungen zuerst ihre Stimmen erheben und mit scharfem Zünglein den Faden ihrer Ehre zer schneiden, auch, wenn sie „aus Christenpflicht“ das Beste von ihr denken, was ja bekanntlich nicht daran hindert, das Schlechteste über Jemand zu sprechen. Aber trotz eifrigsten Suchens fand ich neben der langen Liste der hochherzigen Frauen, welche frohen Muthes und freiwillig die Gefangenenschaft mit ihrer geliebten und angebeteten Herrin theilten, oder fern von ihr, tren zu ihr hielten, nur vier Namen, deren Trägerinnen ihr Feind waren. Es waren dies Katharina von Medicis, welche neben dem Umstande, daß sie keines Menschen Freund war, Motive der Habgucht und des Neides trieben; zweitens Lady Douglas von Lochleven, der Mutter Lord Moray's, des illegitimen Halbbruders der Königin, welche es dieser nie vergab, daß sie statt ihres Sprosses den Thron bestiegen und ihres Vaters rechtmäßige Tochter und Erbin war; — drittens Lady Shrewsbury, jene berühmte Kantippe, die auf ihre alten Tage als Großmutter eifersüchtig auf Maria Stuart ward und trotz aller erwiesenen Grundlosigkeit derselben die niederträchtigsten Beschuldigungen auf die der Obhut ihres vierten Gatten anvertraute gefangene Königin warf, und, — last not least, — die Königin Elisabeth selbst, welche ihrer sogenannten „Größe“ durch ihr Vorgehen gegen die verhasste und beneidete Feindin einen unverfügbaren Flecken zufügte und sich selbst dadurch in den Augen der Nachwelt gerichtet hat, während ihr gerichtetes Opfer jetzt im Lichte der neuen Forschung immer vorwurfsfreier, immer entlasteter, immer liebenswerther aus ihrem blutigen Grabe sich erhebt.

Es kann also, vom Blute der Stuart zu stammen, in unseren Augen keine ominöse Bedeutung mehr haben und hat es auch nicht, wie denn die Königin Victoria mit besonderer Vorliebe betont, daß das Blut der Maria Stuart in ihren Adern rollt. Und wer, wie die Herrscherin Großbritanniens, einen solchen tiefen Einblick hat in die Acten ihres geheimen Staats-Archives, der wird die Parteimahme der Enkelin für ihre Urthume begreiflich finden. Und Stuart-Blut, das Blut der Maria Stuart rollt noch in den Adern einer anderen edlen, fürstlichen Frau, der lebenswürdigen und von den Bayern vielgeliebten Gemahlin ihres Thronerben, der Prinzessin Ludwig, — es rollt auch, durch seine erlauchte Mutter, in den Adern unseres jungen, ritterlichen Kaisers und Königs, in welchem wir den Morgenstern erblicken für den künftigen Ruhm und die Größe unseres Vaterlandes.

Die Redaction der Illustrirten Frauen-Zeitung, durch deren Aufforderung ich in vorstehenden Zeilen meines Buches über Maria Stuart erwähnte, hat von den darin enthaltenen, sorgsam und mühsam von mir gesammelten zweihundertsechzig Portraits drei Bildnisse der Königin zur Wiedergabe ausgewählt. Chronologisch geordnet würde die skizzenhafte Zeichnung von Francois Clouet, genannt Janet, aus der Collection Hemm zu Paris, zuerst zu nennen sein. Sie zeigt die junge Königin als eine Knospe im zartesten jugendlichen Alter und ist von unbeflecklicher Grazie und Lust. Ich vermute, daß diese Zeichnung dem Gemälde zur Skizze diente, welches sich von Maria Stuart im Besitze des Marquis von Ailla, des Repräsentanten der Familie Kennedy auf Culzean-Castle, Argyre, befindet. Die Zeichnung stammt zweifellos aus jener Zeit, da die junge Königin noch eine Schülerin französischer Bildung war, also vor ihrer Vermählung mit dem Dauphin. Ihre Identität mit dem Original steht nach dem Urtheile Kunstverständiger außer Zweifel, doch bedarfend den aufmerksamen Beschauer hier die kurze Form der Nase, welche wir allerdings auf Münzen aus der frühen Jugend der Königin gleichfalls wiederfinden, während alle späteren Bilder die feine, leichtgebogene und gestreckte Form der Nase zeigen. Das zweite, hier wiedergegebene Bild, die Königin als reine blanche, also in der Tracht der Königin-Witwe von Frankreich während der ersten vierzig Tage ihrer Trauer zeigend, ist nach dem zu Windsor-Castle befindlichen Gemälde reproducirt. Es ist eines der wundervollsten Bildnisse von der Hand Janet's, von bewundernswerthem Colorit und Modellirung. Fast wie ein weißes Rosenblatt tritt das Antlitz der damals körperlich und seelisch leidenden Königin aus den weißen Schleiern hervor, — ein vollendetes Meisterwerk der Portrairkunst. Die wunderbare, aber sich stets wiederholende Manier des Malers, seinen Portraits Schlitzen zu malen, ist leider auch hier ersichtlich, während alle anderen Portraits der Königin deren große, rehbraune Augen hervorheben. Es existiren von diesem Bilde vier Exemplare, von denen zwei Clouet zweifellos mit eigener Hand gemalt hat. Das erste ist das vorliegende, durch die Gnade der Königin von England für mein Werk bewilligte, dessen Original zu Windsor hängt; das zweite, wohl unter Clouet's Leitung copirt, besitzet Sir Robert Wallace, das dritte, stark übermalte, M. Delaherche in Paris. Das vierte, echte Exemplar hängt zu Schloß Fischbach in Schlesien und wurde mir von der hochseligen Prinzessin Elisabeth von Hessen anvertraut, um

*) Maria Stuart, Königin von Schottland. Blätter zu ihrem Andenken und zu ihrer Ehre. Nach den Quellen von Eufemia Gräfin Ballestrem (Frau von Adlersfeld). Erschienen 1889 in nur 250 nummerirten Exemplaren zu 300 Mark in der Verlags-Anstalt Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.



Maria Stuart vor ihrer Vermählung.

Nach einer Zeichnung von François Clouet, genannt Janet.

davon zwei Copien zu machen, deren eine Seine Majestät der König von Württemberg, die andere ich selbst besitze.

Das dritte Bild, das sogenannte Blairs-Portrait, ward von Annas Cawood, dem Neffen oder Bruder der treuen Margaret Cawood, Hofdame der Königin, nach dem Tode der Letzteren, gemalt. Der treffliche Maler hatte durch irgend welche Vergünstigung der Hinrichtung der königlichen Märtyrin beiwohnen dürfen, und so müssen wir dieses Bild als Zeugen für die letzten Momente der Königin betrachten, sowohl für ihr Aussehen, als auch für den Vorgang selbst. Das Portrait wird uns beweisen, daß die Schönheit der Königin noch auf dem Schaffote keine Sage, sondern eine Thatsache war, und die Darstellung der Hinrichtung im Hintergrunde en miniature, sowie die gleichfalls im Hintergrunde stehenden beiden Hofdamen, Jane Kennedy (späteren Lady Melville) und Elisabeth Courle (gest. zu Antwerpen), beanspruchen durch ihre wunder-volle Portrait-Ähnlichkeit für das ganze Gemälde die Anerkennung als Kunstwerk ersten Ranges. Auf der Scene der Hinrichtung erkennen wir deutlich den Grafen von Shrewsbury mit dem Stabe, den Grafen von Kent, den Sheriff mit dem Heroldsstabe und Beale mit dem Urtheile in der Hand, sowie Andrew Melville. Das königliche Opfer kniet an dem Blocke mit verbundenen Augen, und über ihre Schultern rieselt das Blut aus den beiden entsehligen Wunden, welche die zitternde Hand des Henkers ihr schon beigebracht, während er zum dritten, tödtlichen Schläge ausholt.

Meinen Leserinnen, welche durch diese Skizze oder durch mein Buch zu der Sache der immer überzeugender gerechtfertigten, vielverleumdeten Fürstin hingeführt werden, danke ich ihre Parteinahme schon im Voraus und schließe diese Zeilen am besten mit den Worten Caussin's, des berühmten und beredten französischen Biographen Maria Stuart's:

„So lange, als Augen Thränen vergießen können in diesem Thale des Jammers, so lange werden Thränen auf ihre königliche Asche fließen, und das Mitleid der Lebenden wird niemals aufhören, Lilien, Veilchen und Rosen mit vollen Händen auf ihr Grab zu streuen.“

Nachdruck verboten.

Drei Häuser und ein Hof.

Von Robert Falk.

In einem der Demolierungsquartiere der Hauptstadt, wo die alten Straßen sich in stummer Resignation damit trösten, daß, was sie an Raum einbüßen, den neuen Straßen an Licht und Sonne zu gute kommt, ist ein Platz entstanden, der vollständig dem Verbandplaze einer Ambulanz ähnlich sieht. Hier legte man einen Nothverband an ein schwer beschädigtes altes Haus, dort amputierte man einen schadhafte Balcon, an einer dritten Stelle sprach man einem hinfälligen Giebel das Leben ab und erklärte ihm gerade heraus, daß er nur noch bis übermorgen zu existiren haben würde. Der Platz befand sich am Kreuzungspunkte zweier alter, enger Straßen im Mittelpunkte der Residenz, welche früher sehr wenig besucht waren, in der fast nur „kleine Leute“ wohnten, und zwischen deren Pflastersteinen das Gras üppig wucherte. Auf diese letztere zweifelhafte Fierde verzichteten die alten Straßen am leichtesten, denn es war ihnen versichert worden, daß das schöne grüne Gras später seine Stelle auf den Rasenplätzen des neuangelegenden Squares finden sollte.

Als wir vor einiger Zeit in diesem Theile der alten Residenz umherwanderten, in bald wehmüthiger, bald freudiger Stimmung dem Vergehen und Entstehen aller menschlichen Dinge nachsinne, da fesselten drei Häuser und ein alter Hofraum unsere Blicke.

Rechts stand ein von der Zerstörungsart noch unberührtes Haus. Es war öde und verlassen, ohne Fenster, ohne Thüren, deren gähnende Oeffnungen dem Tageslicht freien und ungehinderten Eintritt gestatteten. Es sah aus, als ob es den zerstörenden Anstich in stummer Ergebung erwartete. Inmitten der rings umherliegenden Trümmer, die ihm sein eigenes Schicksal verkündeten, stand es einsam und traurig da, wie ein Geipst seiner selbst. Todtenstille herrschte in allen Stockwerken, die einst den frohen Lärm eines munteren Lebens gekannt hatten. Die Tapeten an den Wänden erzählten noch von der Undankbarkeit seiner Bewohner. Wie hatte man es geliebt, das alte Haus, wie hatte man es zärtlich und sorgsam gepflegt, wie war man auf seine Verschönerung bedacht gewesen, und nun — heute verödet und verlassen und morgen der Zerstörung preisgegeben!

Welch treuer Gefährte war das alte gute Haus gewesen! Alle Leiden und Freuden seiner Bewohner hatte es in warmer Theilnahme mitempfunden, den ersten Schrei der Neugeborenen hatte es mit Freuden begrüßt, das letzte Gebet der Sterbenden

hatte es in stummer Trauer mit angehört. Das frische und heitere Lachen der Jugend, den häuslichen Jank der Ehegatten, die innigen Gebete der Bedrängten: Alles das hatte das alte Haus vernommen. Den Nachhall seliger Liebeschwüre und herzlicher Küsse hatte es treu bewahrt. Und alle die frohen und trüben, bitteren und süßen, dunkeln und leuchtenden Erinnerungen, die den Inhalt des menschlichen Lebens ausmachen, sollten nun mit ihm auf einmal verschwinden! Die Thüren sollten sich nie mehr mit Stolz beim Eintritt eines ehrenvollen Besuches öffnen, die Dielen des Fußbodens unter den leichten Schritten der fröhlichen Tänzer nie mehr erzittern, aus diesen Fenstern sollte man nie mehr auf die Hochzeitskutschen der Nachbarschaft hinabsehen, auf diesen Fensterbrettern sollten nie mehr die schönen Nelken und Levkoyen duften!

Die Steine, die durch die Erinnerung zu Geschichte oder Poesie geweiht waren, sollten in wenigen Tagen als Schutt und Abraum weggefahren werden.

Vielleicht suchte eines Abends ein obdachloser Vagabund hier sein Lager und kriebelt sich zur Nachtzeit in eines der todtenstillen Gemächer. Er wird der letzte Bewohner des einst von frohem Leben durchtönten Hauses sein, durch dessen Fensteröffnungen jetzt der Nachtwind mit trübseligem Tone des Todesröchelns zieht.

Dicht daneben steht ein erst seit kurzer Zeit fertig gewordener Neubau. Es ist ein stolzes, vornehmes Haus, macht aber den Eindruck eines improvisierten Millionärs, der nach Genuß dürstet. Es hat die Entfernung der Maurer und Maler gar nicht erwarten können, um sich nur den Anschein zu geben, als ob es schon bewohnt wäre. Deshalb hängen schon an den Fenstern der verschiedenen Stockwerke Gardinen, und doch lauern die Parket-Fußböden noch sehnsüchtig auf die Tritte des ersten Besuchers. Der stolze Bau ist schon beglückt, daß einer der Läden zu einem jener kurzlebigen Bazars vermietet ist, in welchem die Ladenhüter verschiedener Geschäfte zu einem „reellen Ausverkauf“ vereinigt sind.

Mit einer gewissen Aufdringlichkeit ladet es die Vorübergehenden ein, Notiz von seiner Pracht zu nehmen, und fählt

sich durch die ignorirende Theilnahmlosigkeit des Publicums mehr verlegt, als wenn seine prunkende Fassade getadelt würde. Seine mit Gold und Stuckzierath überladenen Decken, seine imposanten Marmortreppen erwarten in fieberhafter Aufregung miethslustige Besucher. So steht es in stolzer Selbstbewunderung allein und verlassen da; die hohen Miethspreise, mit denen man die Ehre, in den prächtigen Räumen wohnen zu dürfen, erkaufen soll, halten selbst die Enthusiasten zurück. Und doch sehen seine vielen Augen mit verächtlichem Blicke auf den unglücklichen Nachbar, dessen Nähe ihm peinlich und störend ist, als wollten sie sagen: „Ich stehe hier in Glanz und Pracht, und Du wirst in wenigen Tagen ein Haufen Schutt sein, ich habe Jahrhunderte vor mir, und Du hast nur noch Stunden zu leben“. Zu seiner vornehmen Verachtung merkt das stolze Haus nicht auf die Leere des nahestehenden alten Kirchthurmes, der aus Erfahrung spricht: „Auch an Dich wird die Reihe kommen, sei hübsch bescheiden“.

Das dritte Haus steht anspruchslos klein und bescheiden in einer benachbarten, wenig besuchten Seitengasse, in welche das Sonnenlicht nur spärlich und färglich eindringt. Sein trauriges Schicksal, in Dunkelheit und Schatten zu verkümmern, hatte durch die Zerstörungsarbeiten der Nachbarstraßen eine günstige Wendung erhalten, durch den Abbruch der Häuser wurde ihm eine freie Aussicht geschaffen, und fröhlicher und warmer Sonnenchein konnte jetzt in seine Wohnräume dringen. Zum ersten Male seit zwei Jahrhunderten erwärmten sich seine feuchten und geschwärzten Mauern an den warmen Strahlen des Tageslichtes.

Die verkümmerten Blumen auf den Fensterbrettern, welche selbst im Sommer sich nicht zu rechtem Blühen entfalten konnten, bekamen nun Leben und Farbe, ebenso wie die Gesichter der armen Leute, deren einziger Garten sie gewesen waren. Ihnen mochte zu Muth sein wie glücklich überraschten Kindern, denen von zärtlicher Mutterhand eine Liebeslösung widerfuhr.

Wenn man das alte Häuschen ansah, mußte man unwillkürlich an ein elendes, armes, stiches Menschenleben denken



La Reine blanche. Maria Stuart als Königin-Witwe von Frankreich.

Nach dem Gemälde von François Clouet, genannt Janet, in der Gallerie von Windsor-Castle.

welchem im sechzigsten Jahre das Glück plötzlich Gesundheit, Frohsinn und Glücksgüter beschert. Welch ein freundliches und liebliches Bild trat einem vor die Seele, wenn man sich ausmalte, wie nach dem Falle der letzten Nachbarmauer die Kinder in dem armen Häuschen den ersten Sonnenstrahl begrüßten, der zu ihnen in's Zimmer drang. Einmal erst hatten sie ihn im Hause, und zwar auf dem geheimnißvollen Boden entdeckt, der in Trüben und Kisten so viele Wunder barg. Durch irgend eine verstoßene Spalte des Daches war ein schlanker, freudiger Sonnenstrahl da eingedrungen, und der war einem Goldfaden so ähnlich, daß man ihn gleich hätte mögen um den Finger wickeln. Jetzt aber lugte die Sonne in einem leuchtenden Streifen durch das Fenster, der über Mutter's Nähtisch hinweghüschte, an dem blaugeschauerten Fußboden fortglitt und geschickt die Tischplatte bestrich, wo er Gelegenheit wahrnahm, die Wasserflasche zu berühren und dadurch das reizende Farbenwunder eines kleinen Regenbogens auf die gegenüberliegende helle Tapetenwand zu zaubern. Bald hatte der goldene Streifen diese Wand selbst erreicht, traf an der alten Schwarzwälder Uhr den eben herausgetretenen Hahn, der noch einmal so freudig die Stundenzahl krächte, und stieg dann zu der mit welken Kranze geschnittenen Photographie des verstorbenen Vaters empor, die er mit leuchtendem Golde verklärte.

Indem wir uns diese Bilder freudig ausmalten, glückte das dem Lichte entgegenblickende Häuschen, wie es so freudig strahlend auf die Brachgebäude seiner Nachbarschaft schaute, einem glücklichen Großmütterchen, welches sich des Schmuckes froher Entfalter erfreut.

Wenige Schritte von dem alten Häuschen lag ein leerer Platz, der durch eine an einem Holzpfeiler angebrachte Tafel als zu verkaufende Baustelle bezeichnet war. Früher hatte dort auch ein Haus gestanden, das war aber abgebrochen, und nur der von den Nachbarmauern umgebene Hof war noch zu erkennen, welcher einst dazu gehörte hatte. Mit verwitteter, griesgrämiger Miene lag er da, als ob ihm im Leben niemals viel Liebes und Freundliches widerfahren wäre. Und so war es auch in der That gewesen. Er war viel älter, als das Haus, zu dessen Erbauung er sein bestes Theil hatte hergeben müssen, und so kam es, schon wegen der Altersverfälschung, daß zwischen Haus und Hof eine sympathische Intimität nie recht aufkommen konnte. Das Haus hatte sich aber wirklich auch recht wenig freundlich gegen den Hof benommen, es hatte ihm seine schlechteste Seite zugekehrt und kümmerte sich gar wenig um ihn; nur wenn es ihn nothwendig brauchte, wußte es ihn zu finden. War es da groß zu verwundern, wenn der Hof, ohne welchen das stolze und undankbare Haus nie hätte entstehen können, in dem Bewußtsein, daß es auf einem Stück von ihm stehe, ein einsam großes, verfallenes Leben hingrämte? Für die vornehme Verachtung des Hauses entschädigte ihn das muntere Treiben der Kinder der Bewohner, welche den Hof zu ihrem Lieblingsplatz erwählt hatten. Es war dort viel heimlicher und gemüthlicher, als auf der lauten, staubigen Straße, und der Hof hatte sich auch stets als treuer Verwalter und Bewahrer der vergessenen Spielsachen erwiesen. Er war der Haupt-Tummelplatz der lustigen Jugendwelt, die ihm in dankbarer Liebe anhing und dem Garten vorzog, wo man sich immer nur in den Wegen tummeln und zwischen den Beeten steif bewegen durfte. Es war zwar nichts Grünes auf dem Hofe, außer dem alten, grün angetrichenen Brunnen, der in einer Ecke stand, aber es war dort doch viel hübscher zum Tollen und Toben, als zwischen den Blumen und Sträuchern des Gartens. Das waren die schönsten Stunden des Hofes gewesen, wenn die Kinder die Treppe, welche zu ihm führte, hinabstürzten. Eines Tages hatten sie aus Brettern und Latten auf Klöben und Tonnen sich ein Gerüst zusammengezimmert, auf welches sie alle Blumentöpfe aus dem Hause aufstellten und die Lücken mit grünem Gezeige ausfüllten. Sie nannten dies die „Pflanzung“, den „Park“ und feierten nun ein „Parkfest“, dessen Glanzpunkt einige farbige Lampions bildeten, welche, als es dunkelte, an dem Gerüste aufgehängt wurden. Das war der größte Freudenstag des Hofes gewesen. Er hing an den Kleinen mit schwärmerischer Liebe und offenbarte ihnen deshalb auch mit geheimnißvoller Bereitwilligkeit viele ungekannte Schätze, die in den alten Scheuern ringsum verborgen standen. Es war meistens nur altes Gerümpel von verrosteten Möbeln oder hübschem Hausrathe, aber zu welch frohem Leben verband die kindliche Phantasie diesen alten Schutt-Murr zu verwenden! Das wußte der alte Hof sehr gut, und deshalb machte er sich der indiscreten Enthüllungen ohne große Gewissensbisse gern schuldig.

Aber noch eine Freude hatte das vergränte, einsame Leben des alten Hofes einst verklärt. Ueber die Mauer des Nachbargartens war der Zweig einer Rosenranke herübergewachsen, vorsichtig und gleichsam prüfend, ob er sich in dem neuen Bereiche heimlich fühlen möchte. Erst als er glaubte, dessen sicher sein zu können, fahl er sich weiter herüber und begrüßte endlich an einem schönen Junimorgen den alten Hof mit dem freundlichen Lächeln eines frisch aufgeblühten Mödchens. Seit jenem Morgen war der alte Hof überglücklich und hatte selbst in seinen besten Zeiten nie so freundlich ausgesehen, wie jetzt, da ihm durch die freudige Annäherung des lieblichen Blümdchens solch eine ungeahnte Seligkeit widerfuhr.

Noch mancherlei aus der Geschichte des alten Hofes fiel uns bei, aber es war inzwischen spät geworden, und die eintretende Dunkelheit mahnte zum Heimwege. Wir sahen nur noch, wie eine Dienstmagd der Nachbarschaft auf den verlassenen Brunnen des Hofes zuschritt, um ihren Eimer mit dem köstlichen Wasser zu füllen, welches dort so klar, wie nirgends sonst in der Nachbarschaft, zu finden war. Als sie den alten, eingerostenen Schwengel in Bewegung setzte, glaubten wir deutlich den Anfang der alten Melodie aus Weigl's „Schweizerfamilie“ zu vernehmen: „Wer hörte wohl jemals mich klagen?“ Der Brunnen sang nun etwa die ersten acht Noten der alten Weise mit einer etwas gepreßten Tenorstimme, aber sie war doch deutlich zu erkennen, nur klang sie im Gegensatz zu ihrem Texte so wehmüthig und kläglich, daß man einen schweren Entlassungskampf herauszuhören konnte.

Nachdenklich und den Frieden tröstlicher Erinnerungen im Herzen, verließen wir das alte Stadtviertel, welches uns die wechselnden Bilder menschlicher Dinge so anschaulich vor die Seele geführt hatte: neueröffnete Aussichten, nothwendige Opfer, unermüdetes Emporklimmen, wiedererworfenes Leben, die Entlassungspflicht der Erinnerung. Die Vorfahren räumen den Nachkommen das Feld, und es findet sich wohl ein bescheidener Zeuge des Ruhmes der Vergangenheit, der den Ruhm der Gegenwart mit schüchternem Bedauern verkündet.

Nachdruck verboten.

Richard Wagner im Faubourg St. Germain.

Paris, im September.

Wenn Sie nach Paris gehen, vergessen Sie nicht, den Grafen Chambrun zu besuchen. Sie werden einen auserwählten Kreis um ihn versammelt finden und jeden Sonnabend gute Musik hören. Keine Dilettanten etwa, die nach dem Diner zur „Verdauung“ das Piano zerhämmern, sondern Künstler, — Vocal- und Instrumental-Musik, — ein ganzes Orchester. Allez-y, n'y manquez pas...

So sprach die schöne Gräfin, als ich ihr in Nizza zum Abschiede die Hand küßte, und dreißig Stunden darauf hielt mein Wagen vor dem historischen Palais Condé in der Rue de Monsieur im Faubourg St. Germain.

Sie werden den Namen des Grafen Chambrun kennen. Seine Memoiren, welche jüngst erschienen, haben in deutschen Blättern, wie in französischen, lange und ausführliche Besprechungen erfahren: im vollsten Sinne waren dieselben der allgemeinen Beachtung werth. Nehmen doch diese Erinnerungen einfache, große Menschlichkeit, so hart auch politische, philosophische und künstlerische Fragen in das Licht eines eminent kritischen Geistes gerückt werden. „Humanität“, das ist das Motto, welches man vor diese Ausführungen und Urtheile schreiben könnte, denen man zustimmen mag oder nicht, denen man aber stets ein ehrliches Forchten, ein unermüdetes Suchen nach „Wahrheit und Erlösung“ zugestehen muß.

War meiner katholischen Freundin aus diesen Memoiren besonders das Thema der römischen Kirche in Erinnerung geblieben, so war mir, dem Deutschen, das Urtheil über Musik unvergänglich, der Kunst, in welcher wir so Giffel-hoch (verzeihen Sie, ich schreibe aus Paris) alle anderen Nationen überlegen.

„Und wenn Sie den nächsten ‚Cours de Musique‘ des Grafen Chambrun besuchen, so werden Sie eine Ueberraschung erleben“, hatte die Gräfin hinzugefügt.

„Eine Ueberraschung?“

„Eine Wagner-Aufführung, — Sie werden die Materna dort singen hören.“

Wagner im Faubourg St. Germain, — das wollte mir nicht so ohne Weiteres einleuchten. Mag sein, daß Wagner sich im Lamoureux-Concerte Bahn gebrochen. Die Concerte sind öffentlich, und jedes Publicum will ergötzt sein. Wagner ergötzt, und die Intrigen erlöschten. Aber das Faubourg St. Germain, — diese Grundsäule, diese Feste des Conservatismus, — der Reaction! Diese absolute Negation des Besiehenden, welche nichts anerkennt, unter dem Kaiserreiche gegen den Kaiser fröndete, unter der Republik die Monarchie zurüdwünschte, die moderne Gesetzgebung mit ihrem „Divorcement“ perhorrescirte und die Macht des Papstthumes nicht anerkennt, — dieses Faubourg St. Germain, — die „Crème der Gesellschaft“, welches in der That nur Eins gelten läßt, das ist: sich selbst, — und welches, nachdem Finanz- und Künstlerkreise den alten fröndenden Adel wohlthätig durchwoben, eifrig über seine Machtvollkommenheit wacht, mit der Devise: Noli me tangere!

Dies Faubourg St. Germain schien mir sehr schwer zu überwinden, selbst für einen Richard Wagner! —

Dies und Anderes sagte ich mir, als ich am gegebenen Abend vor dem glasüberdachten Portale hielt und in der Reihe der Wagen abwartete, bis die Herzogin D. die Last ihrer Schleppe und Brillanten in dem Blumen- und Lichtdurchfluteten Atrium geborgen, und die italienische Prinzessin S. fünfzehntausend Francs Schneiderrechnung mit Grazie über die teppichbelegten Marmortufen dahingetragen hatte.

Ich will das Palais Condé nicht beschreiben. Die Geschichte spricht für daselbe. Jetzt ist es sehr modern, sehr still, sehr vornehm. Nach der Straße, Rue de Monsieur zu gelegen, wie die meisten „Hotels“, eine Mauer mit breiter Thorfahrt. Die Portier-Voge rechts, und links eine restaurirte Kapelle. Dann der Hof, dann die Treppe und das Portal.

Roth Teppiche, duftende Blumen, Spiegel, Diener, welche Stock und Leberzieher unbemerkt verschwinden lassen, blendende Frauen-Näden und das ewige Schwarz-Weiß der Herren, lachend-discretes Geflüster, wie in einer Gesellschaft bei Hofe, aus dem dritten, vierten Saale, durch ein Wirral von Licht und Farbenfluth, — Instrumental-Töne: das Orchester, das sich vorbereitet.

Dies die ersten Eindrücke.

Der Graf von Chambrun empfängt nicht ohne Weiteres. Der ehrwürdige Herr thront im letzten Saale, gegenüber dem Orchester. Er ist fast erblindet. Statt seiner empfängt an der Schwelle, mit der Courtoisie, welche seiner Stellung gebührt, sein Privat-Secretär.

Ein Diener präsentiert das Programm:

Cours de Musique.

M. Ed. Colonne, chef d'orchestre.

Mme Materna,

MM. Remy, Italiander. Parent, Loeb, Bouter, Cantie, Longy, Boutmy, Letellier, Gruyer, Delgrange, René.

Première Partie.

1. Prélude. Tristan et Yseult.
2. Mort d'Yseult. " Parsifal.
3. Prélude. "
4. Recit de Kundry. "

Deuxième Partie.

5. Les murmures de la Forêt. Siegfried.
6. Chant d'amour. La Valkyrie.
7. Marche funèbre. Le crépuscule des Dieux.
8. Scène finale.

„Prière de ne pas entrer ni sortir pendant l'exécution des morceaux.“

Diese letzten Worte sind sehr deutlich gedruckt und lassen auf den Ernst der Sache schließen.

„Eh bé,“ flüsterte mir die kleine Vicomtesse E. in einer Pause zu, „on y va, mais pas pour rigoler...“

Ja, es ist ernst und würdig.

Ich war in Berlin, als Wagner, der ewige, leider verstorbene Meister, auf den Brettern des Opernhauses zum ersten Male „Tristan und Isolde“ einführt; ich höre noch seinen entseßlich sächsischen Dialekt, mit dem er einem Hörer von der Bühne in das Orchester mit ungeduldiger Gesticulation herunterrief:

„Dembo, Dembo! Dagd, Dagd! Wer sin doch nich hier, um uns zu amüsiren!“

C'est le ton qui fait la chanson; Wagner rief's, und das wirkte.

Und so schien er auch hier gerufen zu haben.

Was man in der Welt „Amusement“ nennt, jenes Conglomerat von nichtigem Kokettiren, — Flirtation, — von Klatsch und Tratsch, das konnte man in diesen Sälen nicht finden.

Eine nicht zu große, aber um so mehr gewählte Gesellschaft war hier versammelt. Etwa zweihundert Personen. Adel, Kunst und Finanz; nennen wir als deren Führer die Namen: Chambrun, Gommod, Rothschild.

Die Börse, die Academie, — l'Institut, wie der Franzose es nennt, — und die Boudoirs der eleganten Frauen, die heute zum Faubourg St. Germain gehören, obwohl sie an dem anderen Ufer der Seine wohnen, in der Avenue der Champs Elysées oder des Bois de Boulogne, — Alle hatten ihre Vertreter gesandt.

Aber ein Ton herrschte unter diesen so verschiedenen Elementen: der Ton des Palais Condé! Und für diesen Abend hieß er Wagner.

Der Gast ist stets höflich, deshalb findet oft Mittelmäßiges Beifall; indessen Höflichkeit und Enthusiasmus ist doch ein Unterschied.

Ich darf Ihnen nicht von Frau Materna berichten, — „Materna“ kurzweg, wie sie der entzückte Pansee nannte, als ich seiner Zeit die gefeierte Sängerin in der Seventh Avenue in Newyork hörte, — Materna ist ein Wort wie Rubin oder Saphir, oder Smaragd oder Brillant, — ein Stern erster Größe, der überall leuchtet.

Von dem Orchester, weil es aus Franzosen bestand, möchte ich aber berichten, daß es mehr war, als ich je von gallischem Blute für deutsches Gemüth erwartete.

Da war wirklich „Interpretation“, das heißt Verdolmetzung. Und sogar Verdolmetzung für den Salon!

Der große Meister, dessen deutsches Wort, so ganz durch sich selbst, langsam aber sicher die Welt erobert (ich habe in Italien, in England, in Amerika und — Frankreich begeisterte Wagner-Musik gehört) würde über diese Leistung nicht unzufrieden gewesen sein.

Sie erfüllte ihren Zweck.

Eine ganz eigenthümliche Bewegung wogte durch die Säle als die Stücke beendet waren.

„C'est tout à fait curieux“ — war die mindeste Anerkennung.

„Et c'est bien grand,“ sagte Gounod zu einem Freunde.

Was soll ich weiter definiren? Eine Kunstleistung definiert man nicht.

Ich gehöre keinem Wagner-Vereine an. Ich bin sogar aus einem derselben ausgetreten. Aber die Sache, die Sache ist mir um so größer.

Und wäre mir das nicht bewußt gewesen, — dieser Abend hätte mich davon überzeugen können.

Dieses ewig protestirende, in der Ueberfülle von Glanz, Prunk und Reichthum sich wälzende, bläsierte, erschlaute, sich selbst überhebende Faubourg St. Germain war gewonnen, gewonnen durch eine deutsche Sache...

Lesen Sie doch Wagner's Werke und die Memoiren des Grafen Chambrun! —

Graf Gardenia.

Nachdruck verboten.

Sport und Spiel.

Das Bogenschießen.

In England, dem Mutterlande jeglichen Sports, tritt neuerdings, vornehmlich in höheren Kreisen, wieder die Beschäftigung mit einem Schießgeräth in den Vordergrund, dessen Glanz- und Ruhmes-tage weit zurück in das Mittelalter liegen: wir meinen den Bogen. Obgleich er seine Bedeutung als Waffe bei den Cultur-Völkern seit Jahrhunderten verloren hat, ist er doch nie ganz in Vergessenheit gerathen, und naturgemäß wurde ihm das treueste Gedächtniß in demjenigen Lande gewahrt, welches Zeuge seiner höchsten Ausbildung, seines größten Ruhmes war. Der Ruhm englischer und schottischer Bogenschützen fand seinen Widerhall selbst in den entferntesten Marken des Continents, und alte Chroniken, so die bekannte des Froissart, gedenken zu wiederholten Malen mit hoher Anerkennung der außerordentlich kühnen und gewandten Bogenschützen des Inselreiches.

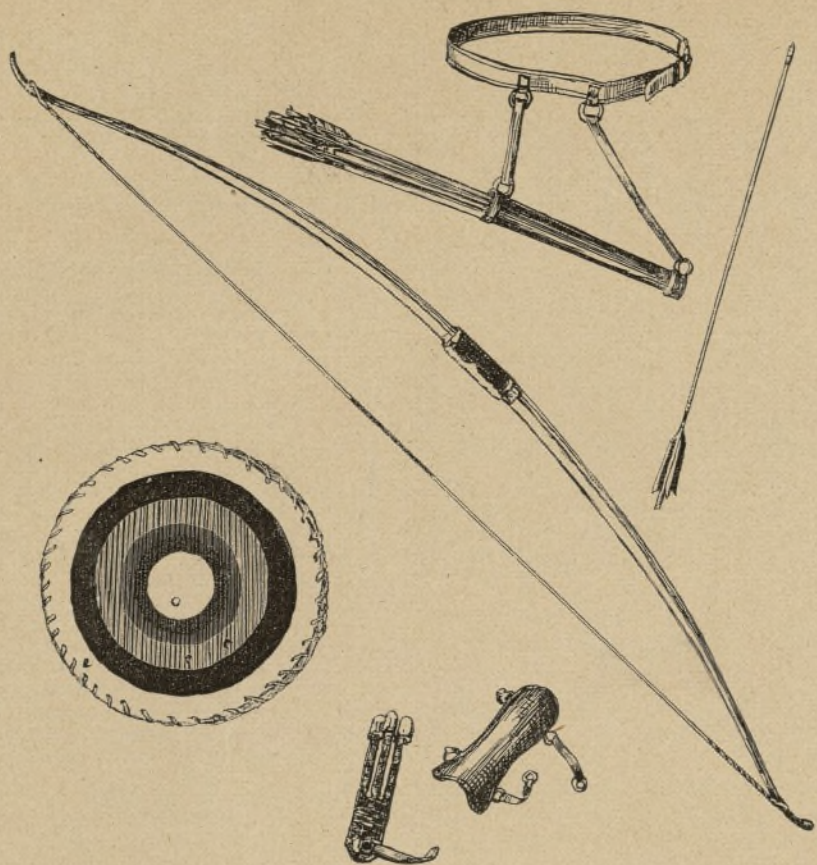
In der überaus einfachen Gestaltung, in der wenig umständlichen Handhabung, die es ermöglicht, daß jedes Geschlecht und jedes Alter sich ohne allzu große Anstrengung der Beschäftigung mit diesem Schießgeräth erfreuen kann, ist wohl hauptsächlich der Grund zu suchen, weshalb daselbe bis heute seinen Platz im Sportleben behauptet hat, ja sogar in der Gegenwart seine Grenzen immer weiter zu strecken versucht und neue Anhänger gewinnt.

Vornehmlich die englische Damenwelt des high life hat gegenwärtig den Schießsport auf ihre Fahne geschrieben, und es finden innerhalb dieser Gesellschaftskreise von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte statt, in denen nach vorher gefaßten Beschlüssen der Schießsport systematisch geübt wird.

Man ist angezogen der so überaus einfachen Handhabung des Bogens nur gar zu leicht geneigt, den Verbrauch von Kraft und die andauernde Übung zu unterschätzen, die zur Erlangung der Treffsicherheit erforderlich sind. Allein man gebe sich keiner Täuschung hin. Ruhe in der Hand, bei verhältnißmäßig großer Muskelanstrengung beider Arme, sowie sicherer Blick sind Haupt-Erfordernisse, die einem guten Bogenschützen nicht mangeln dürfen.

Doch sehen wir uns unser Schießgeräth genauer an.

Da ist zunächst der Bogen. Im heutigen Sportleben haben wir es fast ausschließlich mit dem sogenannten Langbogen zu thun, der einfach geformt ist. Das zur Anfertigung des Bügels zweckmäßigste Material wird immer Eichenholz oder Fischbein sein. Letzteres findet jedoch seines sehr hohen Preises wegen wenig Anwendung. Beim Einkauf des Bogens wird der Schütze gut thun, sich vorher genau davon zu überzeugen, ob der Bügel auch keine fehlerhafte Stelle aufweist, wie z. B. Kesslung, Wurmfraß oder gar einen leichten Bruch. Gleichmäßige, saubere Bearbeitung und durchaus kräftiges, gesundes Holz müssen sich überall zeigen. Die Sehne besteht aus zwei zusammengedrehten Schaf-därmen und ist in der Mitte, da, wo der Pfeil aufgesetzt wird, mehrere Centimeter lang mit Seide umponnen. Die Größe und Stärke des Bogens wird sich naturgemäß nach der Kraft des Schützen zu richten haben. In England benutzt man Bogen, deren Höhe zwischen anderthalb bis beinahe zwei Meter



variiert. Ein Anfänger wird, ehe er eine gewisse Selbstständigkeit in der Handhabung nebst einiger Treffsicherheit erlangt hat, gut thun, einen möglichst leichten und kleinen Bogen zu benutzen und erst mit fortschreitendem Können einen größeren und kräftigeren wählen. Abhängig von den Größe- und Stärteverhältnissen des Bogens ist der Pfeil. Er besteht aus dem Stiele oder Schaft, der Pfeilspitze und dem Federtheile. Beim Schießen faßt man den vertical gestellten Bogen fest mit der linken Hand an dem mittleren, mit Seide überzogenen Theile des Bügels, legt den Pfeil mit einer am unteren Theile befindlichen Kerbe an die Sehne und zieht diese kräftig mit den drei mittleren Fingern der rechten Hand zur ganzen Länge des Pfeilschaftes, in der Richtung nach dem rechten Auge hin, aus. Der zielende Blick gleitet über die Richtung der Pfeillänge nach dem gesteckten Ziele, und die rechte Hand läßt, sobald letzteres sicher vom Auge erfaßt ist, die Sehne kurz abschnellen. Das Zielen muß schnell erfolgen, denn der Bogen darf nie zu lange in Spannung gehalten werden. Man schießt in England meistens nach Scheiben von circa einem Meter Durchmesser, welche in fünf Ringe abgetheilt sind. Diese Ringe zeigen die Farben Weiß, Schwarz, Blau, Roth und Gold, und zwar so, daß das Gold der innerste Ring, das Centrum ist. Um das Fassen des Pfeiles zu erleichtern, sind diese Scheiben aus Ringen von geflochtenen Strohstäben, die mit geherstem Bindfaden umwickelt sind, zusammengeflochten. Ueber diese ist ein derber Canvas gespannt, auf welchen die farbigen Ringe gemalt sind. Außer diesen zum Bogenschießen wichtigsten und unentbehrlichsten Bestandtheilen benutzt man noch einen Köcher zum Aufbewahren der Pfeile, der an einem Gürtel um die Hüfte geschnallt, getragen werden kann, ferner einen kräftigen, meist nur dreifingrigen Handschuh für die rechte Hand, um derselben Schutz gegen den durch öfteres straffes Anziehen der Sehne entstehenden Druck zu gewähren, und endlich für den unteren Theil des linken Armes eine leberne Armbinde, die an der Innenseite des linken Unterarmes, unmittelbar hinter dem Handgelenke, angeschnallt wird, um zu verhindern, daß beim heftigen Zurückschlagen der Sehne der Arm empfindlich gestreift wird. Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir vermuthen, daß auch unsere Damen diesem Sinn und Körper erfrischenden Sport bald mit Lust huldigen werden, und es würden Bogen und Pfeile nicht weiter Ausrüstung auf dem nicht mehr in allzu großer Entfernung stehenden Weihnachtstische gewiß vielfach eine mit Freunden begrüßte Gabe sein.

Werken wir zum Schluß noch einen kurzen Blick auf die Geschichte dieses Sports in England. Bogenschießen-Gesellschaften bestanden daselbst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die ältesten und bedeutendsten sind die „Royal Dorothea Society“ und die „Woodmen of Arden“, deren Stiftung in die Jahre 1781 und 1785 fällt. Beide Vereine, heute in hoher Blüthe stehend, haben zahlreiche Mitglieder und halten jährlich große Festschüsse mit Vertheilung von Ehrenpreisen ab. Auch haben diese beiden Gesellschaften verstanden, den noch existierenden zahlreichen kleineren Bogenschießen-Vereinen gegenüber eine gewisse leitende Stellung einzunehmen, und die von ihnen für die Schießübungen und für das Preisschießen aufgestellten Regeln sind auch von diesen kleinen Gesellschaften angenommen worden.

und die zackigen Berge von rothem Porphyrt, überponnen von üppigem Grün und weißflächenden Häusern, bilden ringsum einen unvergleichlichen Kranz. Die Erinnerung an urdeutsche Art und Herrlichkeit aber wirkt hier doppelt, wo man vom deutschen Worte bald Abschied nehmen muß.

Nicht von gestern auf heute ist das Monument entstanden. Auch unsere freundlichen Leserinnen haben schon mehrfach davon vernommen. Erst mußten die Germanisten herausfinden, daß der Bogenschießhof im Dorfe Lagen, das von Bogen in zwei Stunden zu erreichen ist, am ehesten Anspruch hat, für Walthers Heimath zu gelten. Dann hatten sich hingebende Männer einzustellen, um in dem armen Gebirgslande die nöthigen Mittel zu sammeln, und namentlich Andra Kirchberger, Gutsbesitzer in Bozen und Obmann des Denkmal-Vereines, dürfte für seine Heimathskunst eine erkleckliche Freigebigkeit bewährt haben. Allmählig ergießt die ebenso poetische als nationale Idee weite Kreise; in Frankfurt, Graz, Prag und Wien hat manche Sängerin für den Sänger concertirt, der die deutschen Frauen am höchsten gepriesen; Kaiser Franz Josef, Kaiser Friedrich und viele andere Potentaten, selbst Landesknechte in England und Amerika erwiesen sich als hilfreich. Auch die Aufgabe für den Künstler war nicht leicht, denn mannigfach in übermüthigem Scherz und düsterer Klage sind die Berge des Dichters, der uns seit mehr als sechs Jahrhunderten entschwinden ist, ohne daß ein Porträt sich erhalten. So kam es, daß vom ersten Plane bis zur Fertigstellung des Denkmals zwanzig Jahre verflossen, und das war gut, denn in dieser Zeit haben Tausende, indem sie Mühe und Geld daran setzten, an der Flamme der Walthers-Begeisterung ihren nationalen und künstlerischen Sinn erwarmt.

Was ist uns Walthers? wird Mancher am Fuße des Denkmals fragen, der sich bisher um fahrende Sänger der Kreuzzugszeit gar wenig gekümmert hat. Er ist uns ein Monument stauffischer Kraft und Größe, eine Mahnung zur Einheit der Deutschen in Nord und Süd, eine Verkörperung höfischer Poesie und Zucht. Er ist uns ein Vorbild, eine Forderung, ein Warner. Die Enthüllung der Statue, obwohl ein weltliches Fest, hatte daher eine religiöse Weihe; man fühlte, daß ein großer Gedanke in den Bergen aufgerichtet wurde, eine neue Werthschätzung von Poesie und Vaterland, eine Renaissance des Mittelalters in seiner edelsten Art. Das möge der Stein reden für und für!



Nachdruck verboten.

Auftern. — Ich habe einen Freund, — einen lieben, guten Freund, — der sich in seine heutige Gattin verliebt, weil sie keine Auftern aß. Guter Max, ich will dich nicht verdächtigen, der elektrische Contact deines Herzens wurde nur ausgelöst, als du jene Thatfache constatirtest und Helene dich mit reizendem Rächeln darauf aufmerksam machte, daß die allerliebsten Schalthiere auf ihrem Convent unberührt blieben und zu deiner Verfügung stünden. — du würdest auch ohne das zur Erkenntnis deines Herzens gekommen sein, aber... es bleibt nun doch einmal eine tragikomische Wahrheit, daß du bei dem kleinen Jungesellen-Abgriebe, den du uns vor der Hochzeit bei Pforte in Hamburg gabst, dies Geschichtchen selbst erzähltest! Freilich, als ich dann zwei Jahre später mit dir und deiner Herrin in der Weinschenke am Hofen von Triest saß und der Aufternsucher sich mit seinem hochgefüllten Korbe an unseren Tisch machte, als wir Beide uns zum ersten Male an den Gaben der Adria labten und Frau Helene durchaus nicht unseren Genuß theilen wollte, da war dir das wieder nicht recht! Aber so find die Männer und die Ehemänner im Besonderen, — wandelbar, so wandelbar...

Ich muß indessen zugestehen, in Triest hatte ich Recht und in Hamburg Unrecht, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß meine gütige Freundin sich noch bekehrt: von dem vielen Guten, das uns Nordländern die kältere Jahreszeit auf die Tafel liefert, zähle ich die Auftern zu dem Besten, und ich begreife heute noch nicht, warum die geschickten Athener ihr die Schmach antbaten,

just mit ihren Schalen das Verdammungsurtheil über die großen Männer der Stadt abzugeben. Ich begreife es nicht, selbst wenn ich bedenke, daß es nur eben die Schalen der köstlichen Meeresbewohner waren.

Was ist solche Aufter nicht für ein unvergleichlicher Genuß, besonders in der vielfachen Mehrzahl genossen! Fein und zart, selbst erfrischend von Geschmack, bringt sie uns den frischen Hauch des Meeres auf die Tafel; überaus verdaulich, reizt sie den Appetit, ohne ihn zu erlahmen; sie fügt sich trefflich zu allen anderen Speisen, sie erschwert uns nimmer die kommenden Genüsse, sie ist in Wahrheit die grata ingluvies, der liebevolle Gaumenreiz des Horaz. Ja, der alte Römer, der wußte seine Aufter zu schätzen, ihm bleibt das Verdienst, ihr Welttruf verschafft zu haben. Er speiste sie nicht nur, wie sie aus dem Meere kam, er erlangte die Kunst, sie zu pflegen und zu mästen, und unsere heutigen Aufterparcs sind nur Nachahmungen jener großen Zucht-Depots, die Sergius Orata zu Gunsten seiner lucrinischen Lieblinge zuerst anlegte. Und wenn mir die Herren von Rom sonst mehr als Schlemmer, denn als Feinschmecker gelten, in Bezug auf die Auftern scheinen sie mir doch auf letzteren Ehrennamen Anspruch zu haben. Ich bin nicht genug Philologe, um der Quelle nachgehen zu können, der J. Weber die köstliche Thatfache entnommen hat, daß man in der alten Kaiserstadt eine besonders große Aufternsorte Tridacna nannte, weil man in sie dreimal hineinbeißen mußte, während bei der Krücke nur zwei und bei der kleinen Native nur ein Biß erlaubt ist, — bezeichnend ist das Geschichtchen aber gewiß.

Die guten Zeiten für uns deutsche Aufternfreunde sind leider vorbei, oder richtiger hoffentlich: sie ruhen nur. Unsere herrlichen weitholsteinischen Bänke mußten, durch Raubbau erschöpft, schon vor Jahren außer Betrieb gesetzt werden, und ich fürchte, es werden noch einige Jahre vergehen, ehe wir uns ihrer Spenden wieder voll erfreuen können. Was heute von Bremerhaven und Hamburg aus als „Norbsee-“ oder „Helgoländer Aufter“ auf den Markt gebracht und im Inlande wohl gar als holsteiner Aufter vertrieben wird, ist ein herzlich trüber Ersatz. Der gütige Gott der Klische bewahre mich vor ihm und auch vor den „Amerikanern“, die uns die Pankees jenden: so trefflich die amerikanische Aufter jenseits des Oceans sein soll, hier kommt sie derart entkräftet und abgemagert an, daß sie uns die Sorgen der qualvollen Ueberfahrt bitter empfinden läßt. Da lasse ich mir weit eher noch eine frische Lymfjords-Aufter gefallen, selbst wenn sie als holländische verkauft wird.

Die großen Segensquellen für alle Aufternfreunde sind heute, — da Frankreich seine vorzüglichen Meeresbewohner aus der Bucht von Biscaya, von Gascogne, Giret und Tréport, seine köstlichen grünen Auftern von der bretonischen Küste fast ganz für sich behält, — die Gesteade Englands. Wer kennt sie nicht, die Native von Essex, die hochgeschätzten Thierchen von Faversham und Colchester, die Pandores von Edinburgh und die schwarzbebarteten irischen Carlingfords! Es erfüllt mich immer mit stiller Wehmuth, wenn ich daran denke, daß unser deutsches Meer uns keine Auftern liefern kann, daß alle Versuche des einsigen Kieler Professors Möbius, längs den so wohlgeschützten Ostküsten Holsteins und Schleswigs die Lieblinge der Feinschmecker anzufischen, an dem zu geringen Salzgehalte der Ostsee scheitern mußten. Warum können wir in Berlin nicht einen Aufternmart haben, wie ihn London in Billingsgate besitzt, warum kann die Aufter nicht ein Volksnahrungsmittel werden, wie sie es jenseits des Oceans ist? Vergessliche Wünsche, — bei uns bleibt sie eine Delicess der Wohlhabenden, und selbst manch' schäbiger und sonst schätzenswerther Gastgeber setzt sie, eine entsetzliche Sitte, seinen Freunden „abgezählt“ vor.

Keine Tageszeit, zu welcher die Aufter nicht mundet, keine Mahlzeit, welche durch ihre Zugabe nicht gewinnt. Ich gestehe freilich offen, am schönsten kommt ihr eigenartiger Reiz bei einem kleinen, wohlgeköhlten Frühstück zur Geltung. Eine kleine Tasse Real Turtle, dazu ein Glas weißen Portweines, und dann eine mächtige, von goldigen Zitronen bekränzte Platte soeben geöffneter Native, frisch mit Meerwasser befeuchtet, — wenn ginge dabei nicht das Herz auf? Aber schon der alte, brave Brillat-Savarin, der doch wirklich etwas von der Sache verstand, klagte mit Recht: „Ach Gott! Ich habe ganz oder doch beinahe ganz diese Aufternfrühstücke verschwinden sehen, die früher so häufig und so fröhlich waren. Sie sind dahingegangen mit den Abbes, die niemals weniger als zwölf Dukend (sic!) schlürften. Ich weine ihnen nach, aber als Philosoph. Wenn die Zeit sogar die Regierungen wegstäubt, warum sollte sie dasselbe nicht auch bei alten, guten Gebräuchen thun!“ Schade überhaupt, daß aus unserer Geselligkeit das gastliche Frühstück mehr und mehr verschwindet. Ich meine nicht jenes opulente dejeuner d'adieu, das leblich die Mittagsmahlzeit zur früheren Stunde ist, — ich habe die kleinen, reizenden Herrenfrühstücke (unter Vorbehalt natürlich der Frau des Hauses) im Sinne, die nur eine Epizode des langen Vormittages bildeten. Man sage mir nicht, unsere heutige Generation habe zu viel zu arbeiten und zu wenig Zeit, um Epikur am Vormittage zu opfern, — der Frühstückstopp in der leidigen Weinschube oder, noch schlimmer, im Tempel des Gambinus beansprucht dieselbe Zeit, und besonders der Letztere raubt dem Manne, der seinen Geist braucht, weit, weit mehr Arbeitskraft, als ein kleines, rechtzeitig beendetes Frühstück am häuslichen Herde im Kreise guter Freunde.

Aber, wie gesagt: keine Mahlzeit, zu welcher die Aufter nicht mundet! Wer begrüßte eine Schüssel Colchester beim Diner nicht mit Freude, — vor der Suppe, wenn es möglich ist, gnädigste Gönnerin! Heute dominirt jene vielgerühmte schwedische Schüssel als Vorspeise, die zwanzig scharfe, als appetitregend belobte Scherzchen enthält, von der Hummer-Mayonnaise bis zu den Neunaugen. Neunaugen — appetitregend! Ein Barbat, der das behauptet. Blei ist ein leicht verdauliches Metall diesen Schreckenstischen gegenüber. Vielleicht, daß im Klima des Mälarsees, mit dem Appetits-Schnäpschen vereint, das Cabaret leidlich erträglich ist, für uns vermag es ein Duzend Auftern nimmer zu ersetzen. Ich möchte mir übrigens hier eine Einschiebung erlauben, die allerdings, fürchte ich, auf Widerspruch stoßen wird: ich möchte nämlich vorschlagen, die Auftern zum Frühstück und zum Diner in verschiedener Weise zu serviren. Zum Frühstück nicht entbartet und nicht losgelöst, — die kleine Arbeit erhöht den Reiz des Genußes, von einer Muschel zur kommenden freut man sich auf den Augenblick, wo die Zungen-Nerven sich an der köstlichen Molluske kühlen werden. Zum Diner aber sollte die Aufter stets „fertig“ gereicht werden, dort bildet sie einen Haupttheil, hier ist sie nur der liebevolle Gaumenreiz, der, schnell erledigt, zu Größerem vorbereitet soll.

Auftern am Abend, erquickend und labend! Ein gutes Diner liegt hinter uns. Man hatte früh genug geendet, um noch einen Akt in der Oper zu hören, wie könnte man den Abend besser beschließen, als mit einigen Duzend Native bei Dresse! Nichts weiter, kein Fleisch vor Allen, erlaubt ist höchstens noch ein ganz, ganz kleines Stückchen Roquefort, oder für jene Leute, die nimmer genug haben können, ein braun glänzendes, pitantes Walos rarbit.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Das Walthers-Denkmal in Bozen. — In den Nummern vom 26. Februar und 11. März des vorigen Jahrganges hatten wir, wie unsere Leserinnen sich noch erinnern werden, eine Beschreibung des „Vogelweidhofes bei Waldbund“ und der „Pfarrkirche in Bozen“ gebracht. Der nach Italien Reisende, der jetzt in der letzten deutschen Stadt südlich vom Brenner, in Bozen, Halt macht und die wenigen Schritte auf den Johannesplatz hineinpaßiert, wo sich bisher nur die Kaffeetische der anstößenden Gasthäuser breit



Bogenschießen für Damen. — Siehe Seite 182.

Und dazu zuerst ein Glas Dutz-Geldermann extrady, dann einen guten Bordeaux, es darf sogar Schloßabzug sein, und man kann mit ruhigem Gewissen sich zur Ruhe legen.

Meine letzte Bemerkung bringt mich auf die Frage: was trinkt man zu Austern? Nun, auch das ist ein Vorzug der holländischen Muscheln, daß das mannigfachste Raß gleich trefflich zu ihnen paßt. Die „klassischen“ Stoffe, wenn ich mich so ausdrücken darf, sind selbstverständlich St. Peray oder Chablis. Aber nur ein einseitiges Urtheil wird sie als unentbehrlich bezeichnen, ja im Gegentheil, der Wille und der persönliche Geschmack hat gerade hier die weiteste Auswahl. Da es einmal mein Los ist, in diesen Zeilen meine bescheidene Persönlichkeit mehr als gut in den Vordergrund zu rücken, so will ich offen gestehen, daß ich beim Frühstück einem Glase Maximiner Grünhäuser Auslese, beim Diner einem Kelche Mosel-Schaumwein und am Abend, — ach, davon sprach ich ja bereits: einem herberen französischen Seet den Vorzug gebe. Indessen haben mir Auster auch gleich vortrefflich bei einem Pokale Ale, wie bei einer Flasche alten Sherry gemundet, der, wie man mir jagte (aber ich bin Skeptiker), zweimal die Linie, den Äquator nämlich, passiert haben sollte. Das Beste paßt eben überall zu dem Guten.

Ich habe bisher nur von den Austern, wie Gott Neptun sie uns aus seiner reichen Schatzkammer auf die Tafel sendet, geplaudert. — Sie aber, meine verehrte Gönnerin, wollen wissen, wie ich über die herrliche Gabe des Meeres denke, wenn sie umgeformt, weiter im Gebiete der Küche verwendet, — bereichert und verschönt, so Sie wollen, vor uns erscheint? 's ist eine Gewissensfrage und nur schweren Herzens entschlief ich mich zu der Antwort: die Auster bleibt, so lange sie tadellos der Herkunft und tadellos frisch ist, immer am schönsten, wie Gott sie geschaffen. Ich persönlich verschmähe sogar den Saft der Citrone.

Indessen: ich verachte weder eine Austersuppe (es ist freilich ein Decennium her, daß ich sie zum letzten Male gut zubereitet genoss), noch Auster-Saucen, nur sollten die Herren Köche die armen Schalthierchen hübsch erst kurz vor dem Anrichten begeben, da sie sonst hart werden und an Geschmack verlieren. Sauer Kohl mit Austern, — charmant; ich empfehle aber, den Sauer Kohl mit einer Flasche Martobrunner oder einem Gläschen Schaumwein und einem Fasan in angenehme Berührung zu bringen. Auster-Pastetchen! Mir fällt mein treues, altes Bademeum ein, in welches liebe Freundinnen und, — dann und wann, — wohl auch ein vielbewährter Küchen-Chef für mich die eine oder andere Notiz eintrugen. Vor Jahren war's, in Hamburg, oder richtiger, in einer reizenden Villa in Börsdorf bei Hamburg, als ich, begeistert von den gereichten Pastetchen, die lebenswürdige Wirthin um das Rezept bat, — eine jener gütigen, alten Damen, die im Salon mit Grazie zu herrschen, eine Boullarde kunstgerecht zu tranchiren, einen Salat vollendet zu bereiten verstehen und es auch nicht verschmähen, in ihrer allerdings ideal eingerichteten Küche nach dem Rechten zu sehen! Vielleicht ist die einfache Angabe nicht ohne Interesse: ein nicht zu knappes Stück Krebsbutter wird zur Sahne gerührt und mit drei Eidottern, ein wenig Citronensaft, Kapern, dem Austerwasser, genügend, d. h. wenig Salz und reichlichen, kleingehackten Champignons vermischt. Dann rührt man die Hälfte des zu Schaum geschlagenen Eiweißes hindurch, giebt etwas Rheinwein hinzu, füllt die Pastetchen und bäckt sie etwa acht Minuten im nicht zu heißen Ofen. Inzwischen werden die Auster, — man rechnet auf die Pastete zwei bis drei Stück, — mit Eidotter und Citronensaft bestrichen, dann auf die Füllung der Pasteten gelegt und diese noch ganz kurze Zeit, höchstens fünf Minuten, in den Ofen geschoben.

Gebackene Auster! Ich kannte einen hohen Herrn, einen wohlversahren Gourmand, der eine gebackene Auster als die Krone der Gaumengenüsse bezeichnete, — und gewiß! er steht

nicht allein mit seiner Ansicht da. Mich dünkt freilich, die Auster blüht beim Baden ihr charakteristisches Element, ihre köstliche Leichtigkeit, ein, und man findet auch nur selten einen Küchen-Chef, welcher wie derjenige des Ebenerwähnten, die Grenze zwischen dem Zuviel und Zuwenig des Badens scharf genug zu finden weiß, der jene ganz geringe Zuthat von Muscatblüthe, welche zur gebackenen Auster gehört, richtig zu bemessen versteht. Ein eigenes (bretonisches) Rezept für gebackene Auster, — weit abweichend von allen übrigen, — fand ich in Weber's gastronomischen Bildern: Man tupfe von den Austern das Wasser mit einem Tuche ab und bestreue sie, sobald sie trocken sind, mit etwas Weizenmehl. Dann schneide man zwei Zwiebeln in ganz kleine Stücke und brate sie in wenig Butter; so bald sie zu bräunen beginnen, hinein mit den Austern in die Pfanne! Auch sie dürfen nur einen Hauch von Bräune erhalten, müssen aber inzwischen mit Pfeffer und Salz gewürzt, vor dem Serviren mit etwas Weinessig beträufelt und sofort genossen werden. Ich habe das sonderbar klingende Rezept vortrefflich gefunden, nur bedingt die Zwiebelzuthat die größte Vorzicht.

Aber genug von Rezepten! Ich müßte sonst fürchten, der gestrigen Redaktion des wirthschaftlichen Theiles, dem ich selbst so manchen trefflichen Fingerzeig verdanke, in's Gehege zu kommen, — vor dieser Gefahr aber schreckte ich zurück. Ich bin ja nur ein bescheidener Saie auf dem edlen Gebiete der Kochkunst, — so lange ich nicht selbst an wohlbesetzter Tafel sitze.

Hanns von Spielberg.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Goldfische. — Mir sind schon häufig Goldfische gestorben, ohne daß ich einen Grund dafür weiß. Wie pflege ich sie am besten?
D. L., Bingen.

Stoßflecke. — Kürzlich machte ich die schmerzliche Entdeckung, daß neuer schwarzseidener Kleiderstoff, den ich in einem etwas feuchten Gartenzimmer aufbewahrte, Stoßflecke bekommen hat. In meiner Noth wende ich mich vertrauensvoll an die Redaktion, die so oft gütigen Rath erteilt, mit der Bitte, mir ein Mittel gegen die Stoßflecke angeben zu wollen.

Junge Hausfrau in Pforzheim.

Blumen-Uhr. — Ich hörte neulich von einer Blumen-Uhr. Was versteht man darunter? Kann man sich eine solche herstellen?
G. v. M. in B.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Rostflecke auf Nidel (160). — Da sich nur Eisen unter dem Einflusse von Luft und Feuchtigkeit in Rost verwandelt, handelt es sich bei Ihrer Frage vermuthlich um die Rostflecke in nidelplattirten Gegenständen, bei denen der Nidel-Überzug abgerieben und das Eisen freigelegt ist. Treten solche Flecke erst vereinzelt auf, so lassen sie sich entfernen, wenn man sie tüchtig mit Del einsetzt und nach einigen Tagen mit einem Tuche abreibt, das mit Salmiakgeist getränkt ist. Will der Rost nicht weichen, so bestreiche man die Stellen mit verdünnter Salzsäure und reibe sofort nach. Wenn aber die Gegenstände nach längerem Gebrauche und vielleicht infolge von unrichtiger Behandlung beim Putzen schon zahlreiche Rostflecke

zeigen, so bleibt nichts weiter übrig, als sie neu vernideln zu lassen.

Betty K. in Halle.

Weisse Straußfedern (160).

Ich reinige und kränze meine Hutfedern immer selbst und glaube, auch die geschickteste Putzmacherin kann's nicht viel besser machen. Zunächst bereite ich eine Seifenlösung aus guter weißer oder venetianischer Seife, die fein geschabt, mit weichem Wasser gekocht und zu Schaum gerührt wird. Mit dieser Seifenlösung wasche ich die Federn, welche ich vorher in klarem Wasser eingeweicht habe, sehr behutsam, indem ich sie auf einem reinen Tische mit einem zarten, leinenen Lappchen abreibe, oder sie auch nur einige Male leicht durch die Hand ziehe. Hierauf wird die Seife mit lauwarmem Wasser fortgespült und dies vorsichtig ausgedrückt. Um die Federn zu trocknen, lege ich sie zwischen zwei leinene Tücher und klopfe mit der flachen Hand darauf. Nachdem sie aufgezupft sind, halte ich sie über glühende Kohlen, die ich auf dem Herde etwas weit aus einander breite; natürlich muß es vorsichtig geschehen, aus genügender Höhe und unter häufigem Umwenden, weil die Federn hierüber gar leicht fengen. Macht man's aber gut, so leiden die Federn nicht und sehen wieder schön kraus und lockig aus. Für weiße Hutfedern streue ich ein wenig gestoßenen Schwefel auf die Kohlen, der durchziehende Dampf bleicht sie und giebt ihnen ihre reinweiße Farbe zurück. Dies Verfahren, das vielleicht in der Beschreibung etwas umständlich klingt, geht in Wirklichkeit schnell und leicht von Statten.

Helene M. in Göttingen.

Rathschläge.

Die Kartoffel. — Das Beschaffen des Wintervorrathes an Kartoffeln, das Kochen, die Auswahl der geeigneten Sorten und die Art der Aufbewahrung sind für jeden Haushalt gleich wichtig. Als feinste Sorte gilt die runde oder länglich-weiße Kartoffel,

deren Schale glatt und fein ist, die runde oder blaue ist gröber, aber mehlig, und je nach dem Gerichte, zu dem sie gebraucht werden soll, ist die Eine oder Andere zu wählen, darum verhehe man sich mit beiden Arten. Auch verlangt jede Kartoffel eine besondere Kochart, lauwarm gewaschen und mit kochendem Wasser aufgesetzt, bedarf die Weiße eines raschen, starken Feuers, die Rothe, welche leicht platzt, eines schwachen; geschälte Kartoffeln kocht man immer langsam und gleichmäßig, alte Kartoffeln schälte man am Abend zuvor und lasse sie in Wasser stehen. Sobald die Kartoffeln gar sind, gieße man sie trocken ab, decke den Topf zu, schüttele ihn, hebe den Deckel auf, damit der Dampf entweicht, und wiederhole dies, bis die Kartoffeln vollkommen trocken sind. Jedem anderen Verfahren vorzuziehen ist das Kochen im Dampfkochtopf, darum sollte dieser in keinem Haushalte fehlen; es dient bei einem solchen festgeschlossenen Kessel ein Siebboden als Unterlage. Auf einen Topf mit kochendem Wasser gestellt, werden so die Kartoffeln meist in 10 Minuten gar. Was das Aufbewahren betrifft, so soll man Kartoffeln nie auf den Boden eines Kellers, sondern in Kisten schütten, eine Unterlage von Holzkohlen hindert die Bildung von Keimen, wenn solche sich gegen das Frühjahr hin dennoch zeigen, so muß man sie abbrechen, denn sie enthalten einen Giftstoff, „Solanin“, und schädigen die Frucht, auch sollten frange, oder durch die Hade angefochtene Stücke, die leicht in Fäulniß übergehen und andere anseken, immer entfernt werden. Beim Eintreten des Frostes muß der Keller wohl verwahrt werden, doch sind bei Sonnenschein die Fenster zu öffnen, damit frische Luft Zutritt findet. Sollten Kartoffeln erkranken, so kann man sie unmittelbar nach dem Aufthauen, wo sie zuckerreicher schmecken, vielleicht noch genießen, indessen gehen sie rasch in Fäulniß über, darum thut man gut, sie aus Vorzucht mit alten Decken oder Stroh zu überdecken. Die geeignete Zeit zur Beschaffung des Wintervorrathes ist Ende October bis Anfang November.

Esdragon-Essig. — Wichtig für die Bereitung einer jeden guten Sauce, namentlich der Mayonnaise, ist neben dem Del ein feiner Essig, und wer den besten, den dunkelfarbigen Bordeaux-Essig, von dem eine sehr geringe Quantität genügt, nicht findet, der sollte zur Sommerzeit nicht versäumen, sich einen anderen, sehr schätzenswerthen, selbst herzustellen. Es ist dies der Esdragon-Essig. Man thut Esdragon-Blätter, die von den Stielen gepflückt wurden, ein paar Pfefferkörner, Chalotten, einige Kocambolen, ein paar Krauseminthenblätter, auch wohl noch andere feine Kräuter, als Pimpinelle zc., in eine Flasche, füllt diese mit gutem Weinessig, verlockt sie fest, und läßt sie einige Wochen in der Sonne destilliren. Nach Verlauf dieser Zeit gießt man den Essig durch ein Tuch, füllt ihn in kleinere Flaschen und bewahrt ihn zum Verbräuche. Ebenso ist ein Gewürz-Essig als Zusatz bei verschiedenen Speisen, z. B. bei Schmorbraten, recht gut. Die Bereitung ist dieselbe wie die vorher angegebene, nur thut man statt der Kräuter verschiedene Gewürze als: Muscatnuß, Nelken, englisches Gewürz, weißen Pfeffer, ein wenig gestoßene Senfskörner, einige Chalotten und Pfefferkörner in den Essig, und läßt ihn in gleicher Weise destilliren.

Essig-Del. — Der Firma Speyer und Grund in Frankfurt a. M. ist es durch ein eigenes Verfahren gelungen, Essig und Del zu verbinden und beide Flüssigkeiten so zur Verwendung für jeden Salat, Mayonnaise zc. fertig präparirt, in den Handel zu bringen. Von feinstem Oele und bestem Essig bereitet, ist ein Hinweis vielleicht mancher Hausfrau, die sich zuweilen in der rechten Mischung vergriff, willkommen.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.